

Volksleben im Lande der Bibel

von

Max Löhr



Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Wissenschaft und Bildung

Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens
Herausgegeben von Privatdozent Dr. Paul Herre

Im Umfange von 130—180 Seiten
Geh. 1 M. Originalleinenbd. 1.25 M.

Die Sammlung bringt aus der Feder unserer berufensten Gelehrten in anregender Darstellung und systematischer Vollständigkeit die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung aus allen Wissensgebieten.

Sie will den Leser schnell und mühelos, ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen, in das Verständnis aktueller wissenschaftlicher Fragen einführen, ihn in ständiger Fühlung mit den Fortschritten der Wissenschaft halten und ihm so ermöglichen, seinen Bildungskreis zu erweitern, vorhandene Kenntnisse zu vertiefen, sowie neue Anregungen für die berufliche Tätigkeit zu gewinnen. Die Sammlung „Wissenschaft und Bildung" will nicht nur dem Laien eine belehrende und unterhaltende Lektüre, dem Fachmann eine bequeme Zusammenfassung, sondern auch dem Gelehrten ein geeignetes Orientierungsmittel sein, der gern zu einer gemeinverständlichen Darstellung greift, um sich in Kürze über ein seiner Forschung ferner liegendes Gebiet zu unterrichten. Ein planmäßiger Ausbau der Sammlung wird durch den Herausgeber gewährleistet. Abbildungen werden den in sich abgeschlossenen und einzeln käuflichen Bändchen nach Bedarf in sorgfältiger Auswahl beigegeben.

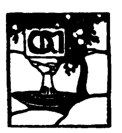
Über die bisher erschienenen Bändchen vergleiche den Anhang

Wissenschaft und Bildung
Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens
Herausgegeben von Privatdozent Dr. Paul Herre
7

Volksleben
im Lande der Bibel

von
Max Löhr
Prof. a. d. Univ. in Breslau





1907
Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Vorwort.

Ich habe mich bemüht, auf dem mir zur Verfügung stehenden Raum das meiner Ansicht nach für einen weiteren Interessentenkreis Wichtigste aus dem überreichen Material auszuwählen und darzustellen. Um Wiederholungen zu vermeiden, sind in den einzelnen Vorträgen Verweise auf die andern eingefügt. Die Namen sind, soweit sie nicht allgemein bekannt oder durch die Bibel geläufig, in genauer Umschreibung der arabischen Form wiedergegeben; dabei sind natürlich die neuesten, zuverlässigen Nachrichten über die heutigen Namensformen verwertet.

An Literatur sind herangezogen die Veröffentlichungen des deutschen archäologischen Institutes zu Jerusalem (Palästina-Jahrbuch), des Deutschen Palästina-Vereins, des Palestine Exploration Fund, der Österreichischen Monatsschrift für den Orient, des Biblical World (University of Chicago Press) und der Echos d'Orient (Mission de l'Assomption, Constantinople) u. a.; ferner einschlägige Monographien, wie Ankel, Grundzüge der Landesnatur des Westjordanlandes, Bauer, Volksleben im Lande der Bibel; Buhl, Geographie des alten Palästina; derselbe, Die sozialen Verhältnisse der Israeliten; Guthe, Kurzes Bibelwörterbuch.

Zu besonderem Danke bin ich noch Herrn Dr. Riesenfeld verpflichtet, der, als Syndikus der hiesigen Handelskammer, mir deren Bibliothek zu benutzen in liebenswürdigster Weise ermöglicht hat; ebenso der Direktion der Hamburg-Amerika-Linie für einige mir gütigst zur Verfügung gestellte Daten.

Breslau, Ostern 1907.

Max Löhr.

Inhalt.

I.

Land und Leute.

Palästina, das Land der Bibel. In dieser Tatsache wurzelt das Interesse, welches Juden und Christen aller Konfessionen seit Jahrhunderten jenem Lande entgegenbringen.

Und in der Tat verdient es ein besonderes Interesse, nicht allein um der bedeutsamen, religiösen Vorgänge willen, die auf seinem Boden sich abgespielt haben; auch wegen der eigenartigen Geschicke, von welchen seine politische Geschichte zu erzählen weiß.

Palästina ist bekanntlich die Brücke zwischen zwei Weltteilen, Asien und Afrika; und es ist eine viel begangene Brücke gewesen. Wir wissen, daß seit dem dritten Jahrtausend v. Chr. die Völker darüber hingezogen sind: Babylonier und Ägypter, Hebräer und Assyrer, Scythen und Griechen, Römer und Araber; der abendländischen Scharen der Kreuzfahrer nicht zu vergessen. Diese Völker haben nicht nur von den Gütern des Landes mit sich fortgenommen, es haben ihm auch manche von ihnen bald mehr, bald weniger eigenartige Kulturschätze zugetragen.

Dazu kommt, daß ungefähr von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an die zivilisierten Nationen Europas und Amerikas einen ständig wachsenden Anteil an unserem Lande und seinen gegenwärtigen Schicksalen nehmen. Ihre Teilnahme ist heute nicht mehr nur eine religiöse oder historische; sie wird auch von einem starken kommerziellen Gesichtspunkt beherrscht, um von den politischen Absichten und Wünschen, welche dabei mitspielen, zu schweigen. Von Jahr zu Jahr strömt daher in reicherem Maße abendländische Kultur in Palästina ein.

Das alles ist Grund genug, sich mit Land und Leuten bekannt zu machen, wobei natürlich die Gegenwart nicht ohne gelegentliche Rücksicht auf eine längstentschwundene Vergangenheit verstanden werden kann.

Das Land, mit welchem wir uns beschäftigen wollen, führt

in der Geschichte verschiedene Namen. Die Bibel Alten Testamentes redet vielfach von „Kanaan". Eine befriedigende Erklärung des Wortes ist bis jetzt nicht gefunden worden; auch deckt sich das alttestamentliche Land dieses Namens durchaus nicht mit dem Gebiete, welches wir heute als „Palästina" zu bezeichnen pflegen. Denn Kanaan schließt die ostjordanische Seite nicht mit ein. Palästina, wörtlich „Philisterland", d. i. der einst von den Philistern bewohnte Küstenstrich, wird noch von Herodot (+ 404 v. Chr.) in diesem Sinne gebraucht. In dem uns geläufigen Umfang erscheint dieser Name z. B. bei dem jüdischen Historiker Josephus (+ ca. 100 n. Chr.). Der erste christliche Autor, bei dem er nachgewiesen werden kann, ist Justinus der Märtyrer (+ 165 n. Chr.). Die Bezeichnung endlich „das (nämlich von Gott den Patriarchen) gelobte Land", dem alttestamentlichen Kanaan entsprechend, begegnet bei deutschen Schriftstellern vor Luther und bei diesem vereinzelt in seinen Schriften, nicht in der Bibelübersetzung.

Die natürlichen Grenzen Palästinas sind, auf drei Seiten wenigstens, ohne große Schwierigkeit zu bestimmen. Im Osten ist es das mächtige syrisch-arabische Sandmeer. Auch die Südgrenze ist wieder durch die Wüste gegeben, wie sie etwa unterhalb der Linie vorherrscht, die man von Gaza nach Bersaba, und von dort über das Südende des Toten Meeres hinaus ziehen kann. Westlich ist das Land vom Mittelmeer begrenzt. Weniger leicht ist es, einen passenden Abschluß im Norden zu finden. Vielfach sucht man ihn im nahr el-qâsimije, welcher sich oberhalb Tyrus in das Meer ergießt. Der in tiefer Schlucht sich bewegende Unterlauf dieses Flusses geht ziemlich gerade von Osten nach Westen. Wenn man ungefähr in seiner Richtung eine Linie in das Ostjordanland zum Hermon hinübergezogen denkt, so dürfte diese am ehesten die natürliche Nordgrenze des Landes bezeichnen.

Man berechnet die Bodenfläche Palästinas auf ungefähr 25000 qkm, also ein Gebiet, das etwas mehr als die Hälfte der Provinz Schlesien (40307 qkm mit nahezu 5 Millionen Einwohnern) ausmacht. Die Bevölkerungsziffer ist sehr schwer festzustellen; sie wird neuerdings auf höchstens 1 Million Seelen geschätzt. Ob diese Zahl in früheren Jahrhunderten, vor allem im Altertum, überschritten worden ist, darüber sind begründete Aussagen, wegen ungenügenden Quellenmaterials, unmöglich;

aber es dürfte, mit Rücksicht auf einzelne Umstände, immerhin wahrscheinlich sein.

Die am meisten charakteristische Erscheinung in der Bodengestalt des Landes ist der tiefe Graben, den man das Jordantal zu nennen pflegt. Die Naturkraft, welche ihn durch Versenkung eines langen Gebirgsstreifens entstehen ließ, teilte dadurch zugleich die Kreideplatte, welche das palästinische Land bildet, in zwei mannigfach unterschiedene Hälften: das ost- und das westjordanische Gebirge. Während das letztere im allgemeinen steil zum Jordan hin abstürzt, nimmt es nach der Küste zu einen allmählichen, stufenförmigen Verlauf. So ergeben sich uns vier meridional gerichtete Streifen: die Küstenebene, das westjordanische Gebirge, das Jordantal und das Ostjordanland.

Die Küste Palästinas beginnt im südöstlichen Winkel des levantischen Beckens und dehnt sich zunächst, von Sanddünen und zahlreichen Klippen begleitet, fast geradlinig, ohne Buchten und Vorsprünge, bis zum Karmel aus. Es ist eine Flachküste von so ausgeprägtem Charakter, daß man von einem südsyrischen Küstentypus sprechen könnte. Das Ufer ist, abgesehen von einigen Anhöhen, wie bei Askalon, ca. 53 m, und Jâfa, ca. 47 m, ein niedrig gelegenes, teilweise sumpfiges Schwemmland. Auch nördlich des Karmel findet sich noch die Flachküste; zunächst, in schön geschwungenem Bogen, bis Akko und dann wieder, in gerader Linie verlaufend, bis zum Vorgebirge râs en-nāqûra, ca. 69 m. Hier beginnt die Steilküste und erstreckt sich bis zu dem „weißen Vorgebirge" râs el-abjad, ca. 60 m, so genannt, weil es aus blendend weißem Kalkstein gebildet ist. Es sind die Ausläufer der galiläischen Berge, die hier bis ans Meer heranreichen; von den Alten als die „tyrische Treppe" bezeichnet. Nördlich davon setzt noch einmal, bis über Tyrus hinaus, die Flachküste ein; doch ist die Küstenebene hier weit schmaler als z. B. südlich des Karmel bei Jâfa.

Unsere Küste ist nach dem Urteil der Geologen dem Schicksal der Versandung unterworfen. Dabei spielen nicht so sehr Ebbe und Flut eine Rolle, die ja im Mittelmeere überhaupt von geringer Bedeutung sind, als vielmehr eine Meeresströmung, die von der Straße von Gibraltar herkommend, an Nordafrika entlangstreicht und die sedimentreichen Wasser des Nil mit sich fortführend, an der syrischen Küste weitergeht. Die schwersten

Bestandteile jenes Nilsedimentes lagern sich am ehesten ab; die Brandung wirft sie ans Land, und hier dienen sie dem Westwind als Material zur Dünenbildung. Auf diese Weise dürften die mächtigen Sandwälle zu erklären sein, die sich besonders an der südpalästinischen Küste finden; bei Gaza haben sie eine Breite von 3,5, nördlich davon bis Jâfa gar eine solche von 6,5 km.

Diese, mit allerlei Gestrüpp bestandenen Dünen, sind von großem Nachteil. Denn sie hindern vielfach den Abfluß der Regenwasser; es bilden sich hinter ihnen Moräste, deren giftige Ausdünstungen im Sommer gesundheitsschädlich wirken. Um diesem Übel zu begegnen, hat man darum z. B. im nahr [Fluß] el-fâlik einen künstlichen Ausfluß zum Meere geschaffen. Anderwärts hat ein Küstenflüßchen durch eigene Kraft den hindernden Damm durchbrochen und einen Ausgang in die See gewonnen. An solchen Stellen aber findet nun der Triebsand ein offenes Tor und bedeckt auf weite Strecken das dahinter liegende Gelände.

Manche Siedelung ist von der Küste vollständig abgeschlossen, wie z. B. Gaza, das ungefähr eine Stunde vom Meere entfernt, in keiner Weise den Eindruck einer Seestadt macht, überhaupt nicht, trotz seiner mehr als 30000 Einwohner, den einer Stadt, sondern vielmehr einer großen Gartenkolonie gleicht. Oliven, Orangen, und vor allem Datteln gedeihen hier infolge reichlichen Grundwassers vortrefflich; aber auch Aprikosen, Feigen, Granatäpfel, Sykomoren und allerlei Gemüse werden gebaut. Gaza wird schon im zweiten Jahrtausend v. Chr. inschriftlich erwähnt. Es hat wiederholt schwere Heimsuchungen erfahren, aber die Notwendigkeit einer menschlichen Ansiedelung an dieser Stelle, sowohl in strategischer Hinsicht, wie um des Handelsverkehrs willen von und nach Ägypten, hat bisher jedes widerwärtige Geschick zu überwinden vermocht.

Etwa vier Stunden nördlich von Gaza liegen, im Halbkreis am Gestade, die hochinteressanten Ruinen des alten Askalon. Auch hier treffen wir üppigstes Gedeihen, Wein- und Baumgärten in Menge. Sie gehören den Fellachen des Dorfes ed-dschôra im Nordwesten der Ruinenstätte. Die Schalotte, eine im Sande wildwachsende Zwiebelart, schon den Römern als ascalonia (franz. échalotte) bekannt, hat vielleicht hier ihre Heimat.

Die alte Verkehrsstraße, auf der einst die Kriegsscharen der Eroberer, von den Pharaonen bis zu Napoleon, hin und

her geflutet sind, und auf der heute noch, mit Vorliebe des Nachts, die Karawanen ziehen, läuft östlich der Dünen und führt uns in der Nähe des alten Asdod, dem heute nicht unbedeutenden Fellachendorfe esdûd, vorüber, das ebenfalls mit einem Kranze von Gärten umgeben ist. Es macht einen eigenen Eindruck, dieses immer wiederkehrende Nebeneinander von Trümmern einer längst vergangenen menschlichen Kultur und



Jâfa, von der deutschen Kolonie aus gesehen.

der ewig sich verjüngenden Naturkraft. Weiter nordwärts gelangen wir über die schilfbedeckten Ufer des, an der Mündung mehr als 5 m breiten, rûbîn-Flusses nach Jâfa, einer Stadt von fast 50000 Einwohnern. Die Alten glaubten von ihr, daß sie älter sei, als die Sintflut. Jedesfalls ist es eine uralte Stadt, auf felsigen Höhen erbaut, und ebenfalls uralt ist ihr Ruf als Handelsplatz. Der Hafen ist wohl im Altertum von größerer Bedeutung gewesen, denn seine an sich geringe Tiefe genügte den damaligen Schiffen, und die heute so gefürchtete, 300 m lange Klippenreihe bot einen natürlichen Schutz. Gegen-

wärtig müssen die Dampfer, wenn die Windverhältnisse überhaupt ein Ankern gestatten, etwa 1 km vom Strande entfernt liegen bleiben. Ein Verkehr von Bord an Land und umgekehrt wird durch Ruderboote vermittelt. Trotz dieser, für die heutige Schiffahrt ungünstigen Umstände, ist aber der Seehandel Jâfas neuerdings in steter Zunahme begriffen. Das ist begründet, abgesehen von den modernen Verkehrsmitteln, in der Fruchtbarkeit der Gegend, in welcher die Stadt liegt: sie ist in stundenweitem Umkreis von den schönsten, durch Schöpfwerke bewässerten Gärten, besonders Orangengärten, eingeschlossen; nicht zum wenigsten beruht dies aber auch auf der Betriebsamkeit seiner, vorwiegend deutschen Kolonisten, unter ihnen der Templer (vgl. Vortrag V).

Wir eilen an der blühenden Templerkolonie Sarôna vorbei, überschreiten den wasserreichen nahr el-ʻaudscha und gelangen durch die, schon im Altertum wegen ihrer Fruchtbarkeit hochberühmte, Ebene Saron nordwärts zu den Ruinen des einst glänzenden Cäsarea. Weiter führt unser Weg über den Krokodil-Fluß, an der jüdischen Ackerbaukolonie Zammârîn vorüber nach Haifa, einer Stadt, deren Einwohnerzahl 1902 vom deutschen Vizekonsulat auf 12000 Seelen geschätzt wurde. Ihre Lage mit dem im Hintergrund aufsteigenden Karmelgebirge ist äußerst ansprechend. Besonders wirkungsvoll sind dabei die schmucken Häuser und sorgfältig gepflegten Pflanzungen der deutschen Kolonisten und Templer. Der Hafen, weil geschützt gegen West und Südwest und von der Küstenströmung nicht direkt getroffen, ist wohl der beste Palästinas. Zurzeit läßt die türkische Regierung auch noch Kai und Mole ausbauen. Seit Alters ist Haifa Ausfuhrplatz für das Getreide der Ebene von Jesreel und des Ostjordanlandes. Der heutige Handel ist in beträchtlichem Aufschwung begriffen und bedroht den von Akko, das am anderen Ende des schönen Meerbusens gelegen ist. Akkos Blütezeit ist vorüber. Sie bestand zur Zeit der Kreuzzüge im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Heute ist der einst bedeutende Hafen versandet und der Handel scheint in letzter Zeit sich mehr nach Haifa hinüberzuziehen (vgl. dazu Vortrag V).

Akkos Schicksal wird geteilt von der nördlichsten Seestadt des eigentlichen Palästina, von Tyrus. Seit dem grauen Altertum bis in die Kreuzfahrerzeit hinein eine reiche und mächtige

Handelsempore, ist es jetzt ein recht armseliges Städtchen mit etwa 6000 Einwohnern. Im Jahre 1837 wurde es durch ein Erdbeben schwer getroffen. Sein Handel liegt infolge der Konkurrenz von Haifa und vor allem Beirut gänzlich darnieder.

Das westjordanische Gebirge, der Hauptschauplatz der Geschichte des Landes, zerfällt in zwei Teile; einen größeren südlichen: Juda und Samarien; und einen kleineren nördlichen: Galiläa.



Judäisches Ödland.

Juda ist ein breitgewölbtes Tafelland, einförmig, vorwiegend kahl und unfruchtbar, wie es unsre Abbildung zeigt. Besonders der nach Osten hin gelegene Teil bildet eine trostlose Steinwüste, deren zahlreiche Höhlen im Altertum allerlei lichtscheuem Gesindel als Zufluchtsstätte dienten. Nach Norden zu sei hier noch des vielverzweigten Talsystems gedacht, dessen Ende nach dem Jordan hin den Namen wâdi-l-qelt führt, ein tief eingeschnittener, durch seine öden, schroffen Steinmassen imposanter Wadi [Tal] von nicht geringem Wasserreichtum. Das Wasser dient heute dazu, eine Mühle zu treiben und weiter unten den Garten des griechisch-katholischen

St. Georg-Klosters zu versorgen. In den unzugänglichen Felsklüften dieser Gegend haben sich auch einst Flüchtlinge geborgen, wie der Prophet Elias und Johannes der Täufer; und in den ersten christlichen Jahrhunderten hat sich mancher Einsiedler hierhin aus der Welt zurückgezogen.

Ganz anderer Art ist das sich allmählich nach der See zu abdachende westliche Gebiet. Es ist eine, von dem eigentlichen



St. Georg-Kloster im wâdi-l-qelt,
mit Gartenanlagen im Vordergrunde.

Gebirge wohl zu unterscheidende Senkungsfläche, die sich im Frühjahr, etwa Anfang März, größtenteils mit weiten, grünen Saatfeldern bedeckt, über die hinweg man, z. B. von el-qubêbe, dem Emmaus des Evangeliums, aus am fernen Horizont wie einen silbernen Streifen das Meer erblickt.

Der mittlere Teil Judas ist eine enggeschlossene Gebirgsmasse. Breitere, zum Anbau geeignete Flächen sind darin nur wenige vorhanden. Diese zeigen allerdings auf ihrem schwarzen Alluvialboden eine bemerkenswerte Fruchtbarkeit. Unter ihnen

ist als südlichstes das Gebiet von Hebron zu nennen, heute, wie im Altertum, durch seinen Weinbau berühmt. Hebron, mit ca. 20000 Einwohnern, ist die Stadt Abrahams, des Freundes Gottes, daher arabisch il-chalîl. Hier wird seine und anderer Patriarchen Grabstätte noch immer von der fanatischen moslemischen Bevölkerung verehrt und den Blicken der Ungläubigen entzogen. Die Stadt galt schon dem Alten Testament als uralt. Darauf deutet die Notiz (4. Mos. 13, 22): sie sei sieben Jahre früher erbaut, als Zoan (= Tanis), ein schon um 2000 v. Chr.



El-qubêbe, mit Blick auf das fruchtbare, westliche Gelände.

in hoher Blüte stehender Ort des Nildeltas. Dieses Alter erklärt sich, abgesehen von der Fruchtbarkeit des Bodens, aus der günstigen Lage am Kreuzungspunkt wichtiger Handelsstraßen. Trotzdem erscheint Hebron als historisch wichtig eigentlich nur in der ältesten israelitischen Königszeit: David residierte hier als Häuptling des Stammes Juda, und Absalom ließ sich später hierselbst gegen seinen Vater zum König ausrufen. In unseren Tagen hat die Stadt eine gewisse, wenn ich so sagen darf, industrielle Bedeutung durch Glasfabrikation und Herstellung von Wasserschläuchen (vgl. Vortrag V).

Nordöstlich von Hebron finden wir den schönen, wasser-

reichen und fruchtbaren wâdi 'arrûb; weiter hinauf die liebliche Gegend von Bethlehem. Wie eine Oase nimmt sie sich aus inmitten des öden, unfruchtbaren Geländes ringsumher. Die Stadt mit ihren 8000, fast ausschließlich christlichen, Einwohnern hat sich zu allen Zeiten eines besonderen Interesses seitens der Christenheit erfreut. Die kirchliche Tradition sucht die „Herberge", vgl. Luk. 2, 7, in welcher der Heiland geboren wurde, in einer



Bethlehem.

Höhle. Über dieser errichtete Konstantin († 337) eine Basilika. Sie besteht — Grundriß und Innenarchitektur sind im wesentlichen in ihrer Urgestalt erhalten — noch heute als das einzige Baudenkmal dieses Kaisers in Palästina, und feiern hier die drei Konfessionen der Griechen, Lateiner und Armenier ihre Feste, während türkisches Militär die Ordnung aufrecht erhält. In Bethlehem wird heute, neben Acker- und Gartenbau nicht wenig, sogenannte „Fremdenindustrie" betrieben. Viele Einwohner beschäftigen sich mit Herstellung von Heiligenbildern,

Rosenkränzen und den bekannten Perlmutterarbeiten; auch fertigen sie aus dem Moses- oder Stinkstein allerlei Gebrauchsartikel. Andere suchen im Sommer außerhalb der Heimat Arbeit als Steinmetzen.

Von Bethlehem nordwärts dehnt sich bis an den Südwesten von Jerusalem heran die getreidereiche Ebene baq'â, das „Tal Rephaim“ des Alten Testamentes.

Wir eilen hier an Jerusalem vorüber (vgl. Vortrag VII). Zur Charakteristik der judäischen Landschaft sei nur noch erwähnt, daß sich zwei bis drei Meilen westlich von seiner Hauptstadt, in der Nähe des Dorfes bêt maḥsîr zwei kleinere Waldbestände finden, die einzigen in Juda, welche diesen Namen verdienen. Man hat die Größe des ganzen Bestandes auf 6 bis 7 ha geschätzt. Er ist alt, besteht fast durchgehends aus Seestrandkiefern und stellt gewiß den kümmerlichen Rest eines in früheren Zeiten imposanten Waldes dar. Seine Erhaltung verdankt er dem Umstande, daß er den Moslems heilig ist.

Nordwestlich, vor den Toren Jerusalems, erblicken wir en-nebi samwîl [der Prophet Samuel], wahrscheinlich das alte Mispa, die Stadt Samuels (vgl. 1. Sam. 7, 16. 10, 17), den mons gaudii der Kreuzfahrer, die von Norden kommend, hier zum ersten Mal Jerusalem vor sich sahen. Der Ort liegt beinahe 900 m hoch und gewährt vom Minaret seiner Moschee aus einen herrlichen Rundblick. Das Königreich Sauls, das Stammgebiet von Benjamin, liegt vor uns und überrascht durch seine Kleinheit. An seinem östlichen Rande erhebt sich der kahle Hügel tell el-fûl, der das alte Gibea, des Königs Heimat und Residenz, getragen hat. Bei günstiger Witterung werden im Westen und Osten das Mittelländische und das Tote Meer sichtbar.

Gegen Norden steigt das judäische Gebirge, das sich von Hebron bis Jerusalem hin um einige 100 m senkt, wieder an, und erreicht in seinem Grenzpunkte, dem Berg el-'aṣûr, eine Höhe von 1011 m. Diese Gegend ist keineswegs arm an Dörfern, die meist von Baumpflanzungen, vor allem Oliven, und Weingärten umgeben sind.

Nunmehr folgt eine Abdachung und ein Übergang in das freundliche Hügelsystem von Samarien, als „dessen wesentlicher Charakterzug eine allmähliche Auflösung und Gliederung“ der Gebirgsmassen zu betrachten ist. „Wohlbewässerte und gut

bestellte Täler durchziehen reichlich das Land und erweitern sich nicht selten zu breiten Talmulden".

Als eines dieser Täler, vielleicht das fruchtbarste und am dichtesten bevölkerte in Palästina, zugleich von historischer Berühmtheit ist das von nâb(u)lus, der Erbin des alten Sichem, zwischen den beiden ziemlich kahlen Höhenzügen des Ebal, 938 m,



Nâblus.

und Garizim, 868 m, gelegen, zu nennen. Die Umgebung der Stadt, welche heute etwa 25000 Einwohner zählt, ist ungemein fruchtbar, weil windgeschützt und vor allem sehr wasserreich. Es macht auf den von Jerusalem herkommenden Reisenden einen erquickenden Eindruck, auf Schritt und Tritt fließendes Wasser zu sehen, wie es hier eine Mühle treibt, dort Gärten bewässert oder Menschen und Herden als Labsal dient. Wie

die Datteln von Gaza und die Orangen von Jâfa, so erfreuen sich die Melonen von nâblus einer besonderen Berühmtheit. Man versteht es, daß das alte Sichem in der israelitischen Geschichte eine bedeutende Rolle gespielt hat. Schon auf die in das Westjordanland eindringenden Söhne der Wüste übte diese Gegend eine große Anziehungskraft. Aus den, wenn auch nur sagenhaften Überlieferungen geht deutlich hervor, daß Israel um diesen Besitz heiß gestritten hat. Nachdem es einmal Herr desselben geworden, war Sichem für die, unseres Wissens älteste, israelitische Dynastie, die Familie Gideons, ein Hauptstützpunkt. Nach deren baldigem Untergang blieb es die geistige Zentrale der nördlichen Stämme. Salomos Sohn, Rehabeam, mußte sich dorthin bequemen zu jenem verhängnisvollen Reichstag, der die Spaltung Israels in ein Nord- und Südreich herbeiführte. Sichem hat dann weiter die Zerstörung Jerusalems, 586 v. Chr., überdauert und ist später der Sitz jener mit der jüdischen Gemeinde konkurrierenden Sekte der Samaritaner geworden. Im Jahre 128 v. Chr. wurde es von den Juden zerstört. Später aber hat Kaiser Vespasian, 72 n. Chr., nordwestlich davon eine neue Siedelung geschaffen, Flavia Neapolis, das heutige nâblus. Unser Bild zeigt eine Aufnahme der Stadt vom Garizim aus, im Hintergrunde den Ebal.

Von hier gelangen wir nordwärts zunächst zu den Ruinen der alten Hauptstadt Israels, Samaria. Die einstige Herrlichkeit liegt in Trümmern vor uns. Es sind die Reste jener Bauten, mit denen Herodes der Große den Ort zu Ehren Kaiser Augustus' schmückte. Damals wurde ihr, ebenfalls zu Ehren des römischen Herrschers, der Name Sebaste gegeben, aus welchem die heutige arabische Benennung sebasṭie entstanden ist. Außer jenen Bauresten sei der Blick erwähnt, den man von hier auf eine Reihe von Dörfern der Umgegend und besonders auf den in der Sonne blitzenden Spiegel des Mittelmeeres genießt.

In einigen Stunden erreichen wir darauf das liebliche Dörfchen dschenîn inmitten prächtiger Gärten, in denen auch einige Dattelpalmen stehen. Mit einer vortrefflichen Quelle versehen, liegt dschenîn am südlichen Rande der großen Ebene von Jesreel, welche sich in das westjordanische Gebirge hineinschiebt. Nach Westen und Osten breitet dieses zwei mächtige Arme aus, die Ebene umschließend. Der westliche Arm ist der majestätische, noch heute reichlich mit Wald- und Obstpflanzungen

bestandene Karmel. Im Osten entsprechen ihm die Gilboahöhen, auf denen Saul im Kampfe gegen die Philister seinen Tod fand. An sie schließen sich nordwärts an der sogen. kleine Hermon (nebi daḥi, 515 m) und der mit Eichen und Terebinthen



Galiläische Landschaft.

geschmückte Thabor, 562 m, mit seiner schön geschwungenen, weithin erkennbaren Kuppel. Gegenwärtig befinden sich auf der Höhe dieses Berges ein griechisches und ein römisch-katholisches Kloster. Die Ebene von Jesreel wird vom Kison entwässert. Da sie an ihren Rändern höher ist, als in der Mitte — durch-

schnittlich liegt sie 60—75 m ü. M., — so entstehen in ihr während der Regenzeit stellenweise Sümpfe. Es entspricht daher der Erfahrung, wenn Elias den König Ahab mahnt (vgl. 1. Kön. 18, 44): „Laß anspannen und fahre hinab (vom Karmel nach Jesreel), daß dich der Regen nicht zurückhalte." Ein tüchtiger Winterregen macht das ganze Gelände unpassierbar. Mit Eintritt des Sommers wird es infolge des zum Teil verwitterten, vulkanischen Bodens zu einer grünen, blumigen Wiese, belebt von verschiedenen Arten Zugvögeln, Kranichen und Störchen, wie von Rudeln von Gazellen; oder, soweit das Terrain bestellt wird, zu einem üppigen, wogenden Saatfeld. Diese Ebene, die heute so vielen Touristen ein Bild des schönsten Friedens darbietet, ist in der Geschichte Palästinas zugleich seine Wahlstatt par excellence. Von der Richterin Debora an, ca. 1200 v. Chr., bis auf Napoleon I. und Ibrahim Pascha, achtzehntes und neunzehntes Jahrhundert n. Chr., sind hier wiederholt blutige Schlachten geschlagen.

Die Ebene leitet uns hinüber in das galiläische Bergland. Galiläa ist unstreitig die schönste Landschaft Palästinas. Die Gebirgsformation ist großartiger, der Boden vielfach aus verwittertem Basalt bestehend, ist außerordentlich fruchtbar. Vorstehendes Bild gibt eine landschaftliche Szenerie nordöstlich von Nazareth wieder. Der Bergrücken ist bis hoch hinauf mit Olivengärten bedeckt. Quellen und Bergströme, sowie die infolge der nahen Schneeberge und des mehr als sonst vorhandenen Baumwuchses reichlichen Niederschläge begünstigen die Bodenkultur. Das Land ist bis in seine höchsten Höhen hinauf anbaufähig. Ja, es ist festgestellt, daß sich die Leichtigkeit des Anbaues nach oben steigert, infolge der wachsenden klimatischen Vorteile: kürzere Trockenzeit, kühlere Höhenluft. Der südliche Teil Galiläas ist durchschnittlich niedriger als der nördliche. In jenem nennen wir Nazareth, das still und friedlich in einem Kreise von Hügeln geborgen liegt, welche aus der großen Ebene aufsteigen. Es hat eine klimatisch sehr günstige Lage, die im Vergleich z. B. mit der Jerusalems besonders deutlich wird: Nazareth liegt ca. 300, Jerusalem ungefähr 800 m hoch; jenes nach Westen hin noch nicht 30 km vom Meere entfernt, im Gebiet des Steigungsregens; Jerusalems Entfernung von der See aber beträgt beinahe das Doppelte, es liegt schon im Bereiche des Windschattens.

In Nazareth regnet es noch im Juni, in Jerusalem selten noch Anfang Mai. Es beträgt darum die mittlere Niederschlagsmenge im Jahre dort 611,7 mm, hier nur 581,9 mm. Den altersgrauen Mauern der Davidstadt verleiht auch die beginnende Sommerszeit kein freundlicheres Aussehen, während wohl niemand den Eindruck vergessen wird, den gerade dann das weißschimmernde Städtchen im Schmucke seiner grünenden Gärten auf ihn gemacht



Nazareth.

hat. Nazareth ist heute ein aufblühender Ort mit mehr als 10000 Einwohnern, denen man ein gewisses Maß von Fleiß und Betriebsamkeit wohl nachrühmen darf. In der biblischen Zeit scheint es nicht so gewesen zu sein. Während das Alte Testament unsere Stadt überhaupt nicht nennt, berichtet das Johannes-Evangelium (vgl. 1, 46) nur das Wort: „Was kann von Nazareth Gutes kommen"! Für die Christen ist es die Heimat ihres Erlösers. Dem entspricht der Missionseifer, welcher hier, wie in Bethlehem, von allen Konfessionen betätigt wird.

Das Bergland Palästina ist überhaupt reich an fesselnden Ausblicken. Schon das Alte Testament weist gelegentlich darauf hin. Eines der schönsten Panoramen gewährt uns aber der dschebel [Berg] es-sîch, 560 m, an dessen Abhang Nazareth liegt. Wir sehen nach Westen zu das leuchtende Meer, in das der dunkle Karmel hineinragt. Dann die große Ebene, begrenzt durch die Berge von Samarien, weiter die Gilboa-Höhen, den kleinen Hermon, die schöne Kuppel des Thabor, die Höhenzüge, welche den See Genezareth verdecken und endlich drüben, in nördlicher Ferne, den schneeglänzenden Hermon; links davon, schon wieder auf westjordanischem Boden safed, „die Stadt auf dem Berge". Über dem allen ein tiefblauer Himmel und das überreiche Licht der Sonne Palästinas; einen unauslöschlichen Eindruck nehmen wir von hier mit uns fort.

Aus dem nördlichen Teil sei hier Erwähnung getan der höchstgelegenen Stadt Galiläas, ṣafed, 838 m ü. M.

Die Kraft, welche einst den Jordangraben geschaffen hat, äußert sich fast noch jährlich im Lande durch Erdbeben. Die Gegend von ṣafed ist auf dem vulkanischen Boden Galiläas eine Hauptstelle solcher Naturereignisse. 1759 und 1837 ist sie durch gewaltige Beben hart mitgenommen worden. Heute ahnt allerdings der Besucher nichts von diesen Schicksalen, wenn er die Stadt inmitten ihrer wohlbewässerten Gärten daliegen sieht. Sie ist mit ihren ca. 25000 Einwohnern eine vorwiegend jüdische Stadt. Den Juden gilt sie als heiliger Boden. In ihrer Nähe liegt mērôn, vielleicht der bedeutendste jüdische Wallfahrtsort; denn von hier soll einst der Messias kommen. Noch sei eines herrlichen Panoramas gedacht, welches man vom dschebel kan'ân, einem Höhepunkt von 842 m, nordöstlich von ṣafed, genießt. In lautloser Stille liegt vor dem Beschauer der sog. Merom- und ein Teil des Tiberiassees. Jener rings von Grün umschlossen, dieser mit seinen kahlen Bergen in rötlich-violettem Lichte. Nahe dem Meromsee erkennt man deutlich bānijâs; dahinter den weiß schimmernden Hermon und die südlichsten Teile des Libanon. Im Osten, jenseits des dem Beschauer unsichtbaren Jordanflusses, ziehen sich die Höhen des dschōlân bis zum Tiberiassee hin. Im Westen ragt der dschebel dschermaq, der höchste Berg diesseits des Jordan, 1199 m empor.

Der dritte meridionale Streifen ist das **Jordantal** mit

dem merkwürdigsten Wasserlauf der Erde, dem Jordan. Er entsteht am Fuße des Hermon, vorwiegend aus drei Quellbächen. Etwa eine gute Meile südlich von dem grünen Hügel tell el-qâḍi [Hügel des Richters], dem alten Dan, vereinigen sich diese noch in einer Höhe von 43 m ü. M. Darauf durchströmt der junge Fluß ein von üppigstem Oleandergebüsch und Papyrusstauden bestandenes, von Büffeln und zahlreichen Waldvögeln belebtes, leider un-



An den Jordanquellen.

gesundes Sumpfland: das hûle-Land, 25 km lang, 10 km breit, das sich bald zu einem See, dem hûle (fälschlich Merom)-See entwickelt. Dieser liegt noch 2 m ü. M. und mißt in seiner größten Länge 5,8, in der entsprechenden Breite 5,2 km. Etwa 2 km südlich des Sees überschreitet die via maris, eine uralte Karawanenstraße, auf der aus Basaltsteinen errichteten „Brücke der Töchter Jakobs" den reißenden, mit Schilf und Oleander gesäumten Strom von ca. 20 m Breite. Jenes Bauwerk, aus dem Mittelalter stammend, liegt bereits 13 m u. M. Vom

hûle- bis zum Genezareth-See legt der Jordan 16 km zurück. Dieser See, auch See von Tiberias genannt, ist 20 km lang und bei Tiberias 8—9 km breit. Er liegt 208 m u. M. Spiegelglatt breitet sich gewöhnlich die herrlich blaue Fläche des fischreichen Wassers vor dem Beschauer aus; doch wird sie hin und wieder durch Stürme, wie sie z. B. durch den wâdis-samak herunterkommen, in eine für die kleinen Fischerbarken nicht ungefährliche Bewegung gebracht. Im Ganzen darf man sagen, ist der See mit seiner Umgebung, einer Hauptstätte der evangelischen Geschichte, von anmutigem Charakter und vielleicht die landschaftlich anziehendste Gegend in ganz Palästina. Seine Ufer sind größtenteils von paradiesischer Fruchtbarkeit. Dies gilt besonders von der kleinen Ebene el-ruwêr [das kleine rôr] an der Westseite des Sees, welche sich von el-medschdel bis chân minje erstreckt. Weiter nördlich, am feinsandigen Gestade, das hier mit Palmen, Oleander und Eukalyptus bestanden ist, liegt die Quelle Heptapegon, heute ʻên ettâbira; ihr Wasser, das eine Mühle treibt, hat eine Temperatur von etwa 30° C.

In nächster Nähe befindet sich das gastfreie, malerisch gelegene Hospiz des Pater Biewer. In nördlicher Richtung, einen Felsensteg benutzend, treffen wir auf tell hûm mit den architektonisch bedeutsamen Trümmern einer alten Synagoge. Von vielen wird dieser Ort mit Kapernaum identifiziert. Wenn wir dem Nordufer folgend, das Jordandelta überschreiten, so befinden wir uns wieder in einer sehr fruchtbaren Ebene, el-ebtêha. Sie wird von zahlreichen Beduinen bewohnt, die sie teils bestellen, teils als Weide für ihre großen Viehherden benutzen. Das übrige östliche Ufer steht entschieden, was Natur und menschliche Niederlassungen betrifft, hinter dem eben skizzierten Ufergelände weit zurück. Zwar bedeckt es sich mit Ablauf der Regenzeit ebenfalls mit üppigster Vegetation, sein Blumenflor ist schier unermeßlich, aber im allgemeinen ist der ganzen Gegend doch, besonders in der regenlosen Zeit, der Charakter der Steppe und Einöde aufgeprägt. Der bedeutendste Ort am See war und ist die Stadt Tiberias, an seinem Westufer gelegen. Sie ist eine Schöpfung des Herodes Antipas, während der Jahre 16—22 n. Chr. ausgeführt. Anfänglich den Juden verhaßt, wurde sie nach Zerstörung Jerusalems durch Titus eine Hochburg der jüdischen Gesetzesgelehrsamkeit und ist es lange Zeit geblieben. Noch heute ist Tiberias, welches gegen-

wärtig 5000 Einwohner zählt, eine überwiegend jüdische Stadt. Ihre heißen Quellen, ca. 1/8 Stunde südlich am See gelegen, werden auch gegenwärtig nicht wenig als Heilmittel, besonders gegen Rheumatismus, benutzt.

Nach seinem Austritt aus dem See eilt der Jordan in unzähligen Windungen südwärts dem Toten Meere zu, etwa 110 km in der Luftlinie. Eine Ebene, arabisch el-ṛôr ge-



Am Tiberiassee.
Die Quelle Heptapegon. Im Hintergrunde das Hospiz des Pater Biewer.

nannt, von zunächst nur 2—4 km Breite begleitet den Fluß zu beiden Seiten. Ihr Boden ist lehmhaltig und verleiht dem Wasser eine schmutziggelbe Farbe. Diese Ebene erweitert sich beträchtlich auf dem westlichen Ufer in der Gegend von bēsân, einer uralten Niederlassung, 98 m u. M.. Heute gehört dieses fruchtbare Gebiet zum dschiftlik, d. i. Krongut, als welches vor einigen Jahren das ganze Jordantal vom Tiberiassee bis zum Toten Meere proklamiert wurde. Nach ca. 8 km empfängt der Jordan von Osten seinen bedeutendsten Nebenfluß, der im

Alten Testament nicht erwähnt, vom Talmud Jarmûk genannt wird. 2 km weiter nach Süden findet sich eine zweite Brücke, dschisr el-medschâmi' [Brücke der Vereinigungen], 251 1/2 m u. M. Der unmittelbare Uferrand ist ununterbrochen mit grünem Schilf und allerlei Gesträuch bewachsen; vielfach so dicht, daß er den Wasserlauf dem Blicke des Reisenden völlig entzieht. Das Dickicht ist von Vögeln und Wildschweinen belebt. Als landschaftlich zum Teil



Tiberias.

hervorragend schön sei bei dieser Gelegenheit des noch weiter südlich in das Jordantal von Osten einmündenden wâdi 'adschlûn gedacht. . Es folgt sodann, ebenfalls von Osten herankommend, der zweitgrößte Nebenfluß, der Jabboq, durch Jakobs Gebetskampf bekannt. Im Sommer ist er an seiner mit dichtem Grün gesäumten Mündung wohl 8—10 m breit, während der Jordan ihn hier an Breite viermal übertrifft. Gegenüber mündet von Westen der wâdi fâr'a. Weißschimmernde, hohe Mergelklippen rahmen jetzt zu beiden Seiten den mächtig dahin-

rauschenden Jordan ein. Jene Klippen, vom Wasser unterspült, stürzen bisweilen in den Strom, was dann Veränderungen des Flußbettes und am Ufer Sumpfbildungen zur Folge hat. So ist es gekommen, daß z. B. die im dreizehnten Jahrhundert erbaute Brücke dschisr ed-dâmie, die einst Jabboq und Jordan überspannte, heute — übrigens in Trümmern — auf dem Trocknen liegt. Eine Seilfähre und eine Furt vermitteln, an



Die judäische Wüste an der nordwestlichen Seite des Toten Meeres, mit Blick auf dieses und das ostjordanische Ufer.

Stelle der Brücke, den Verkehr. Denn hier bei ed-dâmie besteht seit Alters eine lebhafte Verbindung zwischen Ost- und Westjordanland. Hier war für die midianitischen Beduinen die Einfallspforte ins israelitische Bauernland; hier überschritt Gideon bei der Verfolgung jener Räuber den Strom. An dieser Stelle rettete der treue Abner den Rest des Hauses und Heerbannes Sauls nach Machanaim hinüber. Und hier ziehen noch heute die Karawanen zwischen nâblus und es-salt hin und her, während die Telegraphenleitung, beide Orte verbindend,

den Fluß überspannt. Einst hatte Salomo an dieser Stelle eine Metallgießerei, die für seinen Tempel in Jerusalem arbeitete. In unseren Tagen ist die ganze Gegend Besitz des Sultans, dschiftlik, und steht in rationeller Garten- und Feldkultur.

Im Jordantal werden, je weiter nach Süden, die Mergelschichten, bisweilen in ganz phantastischen Formen, immer mehr vorherrschend. Wir eilen an der imposanten Pyramide des qarn ṣartabe, 379 m ü. M., von wo einst die Signalfeuer für das jüdische Neumondfest gegeben wurden, vorüber, der Oase von Jericho zu. Von jenseits des Flusses grüßen die teilweise bewaldeten, dunklen Berge von Gilead herüber. Jericho,



Die sebcha mit unsrer Karawane, im Hintergrunde die edomitischen Berge.

die Stadt der Palmen, war schon im hohen Altertum von großer wirtschaftlicher und strategischer Bedeutung; später machte sie Herodes zu seiner Winterresidenz und schmückte sie dementsprechend mit Prachtbauten aus. Heute finden sich hier nur einige armselige Hütten, abgesehen von den drei modernen Hotels, in welchen während der Touristenzeit ein reges Leben herrscht. Die Umgegend ist aber auch jetzt noch infolge der Nähe dreier perennierender Quellen und dank dem tropischen Klima eine äußerst fruchtbare. Palmen gibt es zwar gegenwärtig wenige dort. Aber an der Sultansquelle befindet sich ein ganzer Hain von Bananen. Sehr reich ist auch der Ertrag der Weinkultur. In richtiger Erkenntnis des Wertes dieser Gegend hat eine der Verwaltungsstellen des Dschiftlikgebietes hier ihren Sitz. In der Nähe Jerichos hat die türkische

Regierung vor einer Reihe von Jahren eine kleinere Brücke mit hohem Holzgeländer über den Fluß gelegt.

Endlich ergießt sich dieser in zwei Armen, deren jeder eine Breite von etwa 50 m hat, in das Tote Meer, das Meer Lots, wie die Araber es nennen. Es hat eine Länge von 78 km und seine größte Breite beträgt ca. 17 km. Es liegt beinahe 394 m u. M. Sein Salzgehalt wird als sechsmal stärker, denn der des Ozeans bezeichnet. Die Uferlandschaft trägt ganz und gar nicht den Charakter des Schauerlichen oder



Schirmakazie am Ostufer des Toten Meeres.

Schreckhaften; sie ist teilweise majestätisch, vereinzelt sogar lieblich zu nennen. Wohl ist die Nordwestecke bei Jericho, welche die Touristen fast ausschließlich zu sehen bekommen, vegetationslos und menschenleer; aber der feinsandige, gelbe Strand und der weite, blaue Wasserspiegel versetzen uns, zumal der Schwefelgeruch bisweilen nur schwach zu spüren ist, im Geiste an unseren Nordseestrand bei schönem Augustwetter. Wohl ist das Salzgebirge an der Südwestecke mit seinen kahlen, hochragenden, in der Sonne blendend weißen Formationen einsam — nicht Mensch, noch Tier ist weit und breit anzutreffen; aber unser Interesse wird durch die groteske Eigenart dessen, was das

Auge ringsumher wahrnimmt, so gefesselt, daß eine Empfindung des Schreckens gar nicht aufkommt. Vielmehr hat die lautlose Stille, in der man stundenlang dahinreitet, etwas Wohltuendes. Den Süden des Meeres begrenzt die sebcha, eine weite, gelbe Sandfläche, auf der sich während der Regenzeit vereinzelte, sumpfige Stellen bilden. Hier haben vermutlich einst Sodom und Gomorrha gelegen, bevor sie, nach neuester Ansicht im Anfang der Alluvialzeit, durch tektonisches Erdbeben vernichtet wurden. Wir haben am Abend des 4. April 1904 auf dem Ostufer des Meeres, am Ausfluß des rauschenden wâdi-d-derâ'a, gelagert; vor uns der gelbe Sand der lisân-Halbinsel, dahinter das tiefblaue Meer, begrenzt von den schon im Dämmerlicht liegenden Bergen Judas, über dem Ganzen sich wölbend der gelbrote Abendhimmel. Um uns Schirmakazien, Sidrbäume und Sodomsapfelsträucher, dazu Blumen aller Art; das Locken der Steinhühner, das Zirpen der Insekten, der Ruf eines Kuckucks: ein anmutiges Landschaftsbild. Unser Bild zeigt das stattliche Exemplar einer Schirmakazie inmitten reicher Vegetation, im Hintergrunde die Berge Judas. Leider vermag es das hauptsächlich Wirksame, die Farben- und Lichteffekte nicht wiederzugeben. Ich sah wenige Tage darauf gegen Mittag von einer Anhöhe am westlichen Ufer, südlich von es-sebbe, die vier in herrlichstem Grün prangenden Oasen, von den sich in das Meer ergießenden Wadis gebildet. Sie sind von Halbbeduinen bewohnt, die hier Ackerbau treiben. Die strahlende Sonne Palästinas lag über dem ganzen Bilde, das seinen Abschluß nach links hin durch den schneebedeckten Hermon fand. Wieder nahm ich vom Toten Meer einen nichts weniger als schauerlichen Eindruck mit.

Ratzel sagt: „Flußgrenzen sind für viele Wesen zu schmal, um zu trennen." Ist der Jordan ein trennender oder ein verbindender Faktor in der Geschichte seines Landes? — Von den heut existierenden Brücken ist wohl für die alte israelitische Zeit abzusehen. Aber unser Fluß hat zahlreiche Furten. Zwischen dem ḥûle- und Genezarethsee fünf, und zwischen diesem und dem Toten Meere vierundfünfzig. Zwar sind dieselben in der Regenzeit kaum oder gar nicht zu benutzen; auch sind sie recht unregelmäßig verteilt: bei bēsân und Jericho finden sich je fünf, südlich von ed-dâmie fehlen sie auf eine weite Strecke ganz. Dennoch lehrt die politische Geschichte, wie der noch heute, wie einst im Alter-

tum, herüber- und hinüberflutende Handelsverkehr, daß der Jordan weit mehr als ein verbindendes, denn als ein trennendes Moment angesehen werden darf.

Das Ostjordanland kann im wesentlichen als ein zusammenhängendes Hochland bezeichnet werden. Seine Erhebungen sind im Großen und Ganzen erheblicher, als diejenigen diesseits des Stromes. Im Osten drängt die Wüste gegen das Hochland vor und schmälert es besonders im südlichen Teil bis auf ca. 30 km. Nach Westen zu streichen eine Reihe tiefeinschneidender Täler und gliedern das Ganze in vier deutlich erkennbare Gebiete. Das südlichste derselben, vom wâdi-l-eḥsa, wahrscheinlich dem biblischen Bach Sared, mit manneshohem Schilf, Oleander- und Tamariskengebüsch, und der Alpenlandschaft des wâdi-l-môdschib, dem Arnon der Bibel, eingeschlossen, ist das Gebiet des alten Moab, eine große, fruchtbare Ebene. Die zahlreichen Ruinen, meist römischen Ursprungs, die man besonders in der nördlichen Hälfte antrifft, sind beredte Zeugen, nicht nur der einstigen Kultur, sondern auch dessen, was aus dem gegenwärtig so spärlich bevölkerten Gebiete wieder werden könnte. Seine Hauptstadt ist el-kerak mit über 20000 Einwohnern; wahrscheinlich das alte Qir Moab. In der Kreuzfahrerzeit als strategischer Stützpunkt von großer Bedeutung, ist es heute ein Sitz der türkischen Regierung mit nicht unbeträchtlicher Garnison. In der Umgegend wird viel Weizen gebaut, der von Händlern aufgekauft, mit Segelboot über das Tote Meer nach Jericho und von dort weiter verfrachtet wird. Man hat von el-kerak, 1026 m ü. M., aus einen prachtvollen Blick auf das Tote Meer mit der lisân-Halbinsel; jenseits erkennt man ʻên-dschidi, dahinter nordwärts Bethlehem, den Russenturm auf dem Ölberg bei Jerusalem und en-nebi samwîl. Die Nordgrenze unseres Gebietes bildet das romantische wâdi-l-môdschib. Dort, wo die Straße von el-kerak nach Norden diesen Wadi überschreitet, ist er ca. 650 m tief. Wir brauchten zum Abstieg mit Pferden $1^1/_2$ Stunden. Am Südabhange liegen einige Säulen, im Tal die Reste einer Brücke; beide aus der Römerzeit. Das Wasser des Arnon ist klar und wohlschmeckend. Leider bildet er beim Eintritt ins Tote Meer kein Delta. Seine Fluten verrauschen, im April 2000 Liter pro Sekunde, unbenutzt; imposant aber ist sein Ausflußtor: über 100 m hohe, steile Felswände von wunderbarer Färbung, ein mächtiges Echo

bietend, treten bis an den Rand des Toten Meeres vor, während der Strom selbst von undurchdringlichem Schilfdickicht erfüllt ist.

Das nächste Gebiet nordwärts führt heute den Namen el-belqâ und reicht hinauf bis zum Jabboq des Alten Testamentes. Es ist ebenfalls eine fruchtbare Hochebene voll interessanter, historischer Erinnerungen. Eine Reitstunde nördlich vom wâdi-l-môdschib liegt dibân, wo 1870 die Inschrift des Königs Mesa von Moab (9. Jahrh. v. Chr.), eine in vieler Hinsicht lehrreiche Geschichtsurkunde, gefunden wurde. Von der Mündung des Arnon nordwärts schreitend, finden wir vor dem wâdi zerqa mâ'în heiße Quellen. Eine von ihnen ist die alte kallirrhoë, wo Herodes Heilung suchte. Noch heute werden diese Quellen von Kranken, besonders aus Jerusalem, des öfteren benutzt. Die nächste Umgebung zeigt eine üppige Vegetation: Schilf, Tamarisken und auch einige Palmen. Von hier, in nordöstlicher Richtung in das Innere des Landes vorrückend, erreichen wir mâdeba, 896 m ü. M.. Diese Stadt, die schon im Alten Testament und auf der Mesa-Inschrift erwähnt wird, hat heute eine griechisch-katholische Gemeinde von über tausend Seelen. Im Fußboden ihrer alten Kirche wurde im Januar 1897 eine, wahrscheinlich aus dem sechsten christlichen Jahrhundert stammende, leider größtenteils zerstörte Mosaikkarte von Palästina entdeckt. Einige Stunden von hier, nach der Wüste zu, liegt die hochinteressante, für den Historiker ein schweres Rätsel bildende Schloßruine von mschetta, deren Fassade jetzt, als Geschenk des Sultans an den deutschen Kaiser, im Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin aufbewahrt wird. Von mâdeba aus westwärts gelangen wir über den aussichtsreichen Nebo zu den 'ejûn mûsa, den Mosesquellen. Über eine mächtige Tropfsteinhöhle, deren Boden mit grünen Blattpflanzen ganz bedeckt ist, rauschen die erquickenden Wasser herab. Von den Orten im nördlichen Teil unseres Gebietes sei noch 'ammâns, als einer der bedeutendsten Ruinenstätten des Ostjordanlandes, gedacht. 'ammân ist identisch mit dem alten Rabbat Ammon, der Hauptstadt der Ammoniter, die von David um 1000 v. Chr. zerstört wurde. Den inzwischen wieder erstandenen Ort hat dann Ptolemäus II. Philadelphus, um 175 v. Chr. in prächtigster Weise ausgebaut. Damals blühte hier hellenistisches Kulturleben, wo heute eine Tscherkessenkolonie ihr Dasein fristet. Endlich nennen wir das, nahe dem dschebel ôscha', [Hoseaberg] 1096 m, gelegene es-salt, die

Hauptstadt der belqâ. So rätselhaft wie ihr Name, ist ihr Ursprung und ihre Geschichte. Die Stadt hat gegenwärtig etwa 12000 Einwohner; unter ihnen eine arabische Protestantengemeinde von 300 Seelen, eine Frucht englischer Mission. Seine gastfreien Einwohner verraten in Gestalt und Antlitz, wie in der Kleidung, noch stark ihren Zusammenhang mit den Beduinen, von denen der Markt hier viel besucht wird. Berühmt ist der Ort noch durch die Produktion vorzüglicher Rosinen. Nordöstlich von es-salt findet sich im wâdi abu quttên [Tal des Feigenvaters] bedeutender Waldbestand; hauptsächlich Steineiche, aber auch andere Laub- wie Nadelhölzer und Schlingpflanzen, von Singvögeln aller Art belebt.

Das dritte ostjordanische Gebiet ist der ʻadschlûn, begrenzt durch Jabboq und Jarmûk. Der Wald, der im Norden der belqâ seinen Anfang nimmt, setzt sich bis in den Süden des ʻadschlûn fort; vorwiegend sind es hier Eichen und Terebinthen. Sie stehen wenig dicht und sind, im Vergleich zu unseren deutschen Waldbäumen, nur Zwerge oder Krüppel. Die Perle des ʻadschlûn, wenigstens für den Altertumsfreund, ist dscherasch, das alte Gerasa. Seine Blütezeit fällt in das zweite bis vierte christliche Jahrhundert; die Bauten, deren großartige und zahlreiche Trümmer uns heute noch Bewunderung abnötigen, sind von den Römern im zweiten und dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung aufgeführt. Bis an den Rand der Wüste war also damals weltliche Macht und Kultur vorgedrungen. Gegenwärtig wohnt auf der Ruinenstätte eine Gemeinde von Tscherkessen, den Trägern einer Halbkultur. Zwischen den Zeugen einer großen Vergangenheit sproßt wohl neues Leben; durch eine Bewässerungsanlage unterstützt, gedeihen Wiesen und Felder mit Weizen, Klee u. a. aufs beste; Einst und Jetzt in engem, friedlichen Beieinander. Aber es gibt hier leider auch eine die Vergangenheit zerstörende Gegenwart. Das Steinmaterial der antiken Bauten verwenden die Ansiedler ungehindert für ihre Häuser. Dadurch wird das allmähliche Verschwinden der alten Kulturreste unvermeidlich. — Von dscherasch aus nordwärts wird das Landschaftsbild ein anderes. An Stelle der bewaldeten Höhen am Jabboq tritt wieder die weite Hochebene, 600 m ü. M., mit grünen Matten und fruchtbarem, braunroten Ackerboden. Über diese Ebene, grün und braun, erhebt sich im Norden der weiße Gipfel des Hermon mit seinen, deutlich er-

kennbar, schneegefüllten Schluchten. — In nordwestlicher Richtung erreicht man, im April zwischen hohem Korn und Futterkraut stundenlang dahinreitend, den gegenwärtigen Regierungssitz des ʿadschlûn, das Städtchen irbid, wahrscheinlich das Beth Arbeel aus Hos. 10, 14, mit Ruinen von sehr hohem Alter. Dazu gehört vor allem eine sogen. Zyklopenmauer aus unbehauenen Steinen, deren Länge ca. 4—6 m und deren Breite 2—3 m beträgt. Sie sind bis in 10 m Höhe aufgetürmt, eine uralte Bauweise. Man hat übrigens von der Höhe von irbid — der jetzige Ort liegt unten am Fuß des Berges — einen prächtigen Blick in die Gebirgswelt Galiläas hinein.

Die vierte Landschaft des transjordanischen Palästina ist der dschōlân und ḥaurân, nördlich des Jarmûk gelegen. Charakteristisch für dieses Gebiet sind die zahlreichen, auf der Hochebene sich befindenden erloschenen Vulkanberge. dschōlân, ḥaurân und die ganze Nachbargegend gehören zu den größten Lavadistrikten der Erde. Wie müssen die Elemente hier einst gewütet haben, als sie den ganzen Boden mit glühender Lava übergossen! Man unterscheidet den nördlichen und den mittleren dschōlân als den steinigen von dem südlichen Teil. Jene beiden eignen sich darum auch nur hier und da zum Ackerbau; vorwiegend dienen sie der Weide und Viehzucht. Die Bevölkerung ist nur halbansässig. Im Winter, der hier oben rauh und kalt, vertauscht sie die luftigen Zelte mit Schilf- und Strohhütten; für eine bleibende Seßhaftigkeit aber ist der Boden wieder zu arm. Wald, von dem man aus älteren Reiseberichten noch hört, ist nicht mehr vorhanden. Bezeichnend ist, daß man den Namen tulûl el-ḥîsch „Waldberge" für die Kette von Eruptionsbergen, die sich von bānijâs aus gegen Süden hinzieht, heute nicht mehr kennt. Das Land hat einmal eine Bedeutung gehabt; in der Zeit, als die Römer es mit Straßen und Militärstationen versehen hatten und den Handel, der von Damaskus auf der via maris über den Jordan zog, gegen die benachbarte Wüste zu schützen wußten. Diese Zeiten sind vorüber, die via maris ist fast menschenleer. Die Unbill des Klimas und vor allem die Unsicherheit des Verkehrs haben die einstige Kultur vertrieben. Der heutige Sitz der türkischen Staatsgewalt ist el-qunêtra mit seinen geraden Gassen, seiner breiten Hauptstraße, seiner direkten Chausseeverbindung nach Damaskus und seinen hauptsächlich aus fleißigen Tscherkessen bestehenden Be-

wohnern; ein Ort, welcher vielleicht eine Zukunft hat. Eine gute Quelle und fruchtbare Äcker in der Umgegend sind dazu nicht unwesentliche Beihilfen. — Endlich sei in diesem vulkanischen Gebiete des dschōlân noch eines Kratersees gedacht, hoch oben nahe den Jordanquellen bei bānijâs. Die Griechen nannten ihn Phiala- d. h. Schüssel-See. Wie in einer Schüssel liegt sein Wasser regungslos und still. Die Araber haben ihm den Namen birket rân gegeben; letzteres Wort bedeutet „Tränktrog". Wie das Tote Meer ist er ohne Abfluß. Nur während jenes 394 m u. M., liegt dieser 1024 m über demselben.

Am Ende unserer Wanderung durch das Heilige Land werfen wir noch einen Blick auf die Mannigfaltigkeit seiner Bewohner.

Bei dem schwierigen Versuch, ein Bild von der Bevölkerung Palästinas zu zeichnen, ist zweierlei vorweg zu beachten. Erstens ist dieselbe eine buntgemischte, und zwar nicht nur bezüglich der Religion: Juden, Samaritaner, Christen und Moslems; auch hinsichtlich der Herkunft oder des Blutes. Hierbei ist nun allerdings zu bedenken, daß von den Völkern des Altertums, welche dieses Land einst inne hatten, von Phöniziern, Hebräern u. a., mit einziger Ausnahme der Samaritaner, Reste nicht mehr vorhanden sind. Dazu ist das Land in allen seinen Teilen im Laufe der Jahrhunderte zu radikal entvölkert. Zweitens ist streng zu scheiden zwischen denjenigen Einheimischen, die an den Touristen- und Pilgerstraßen wohnen, und den übrigen. Echte Landessitte findet man wohl nur bei den letzteren, während die ersteren durch die schlechten Einflüsse des Fremdenverkehrs entartet sind. Die — um ein Beispiel zu geben — für den Orient so oft als charakteristisch bezeichnete Bachschischbettelei tritt nur dem auf der großen Heerstraße ziehenden Touristen, und allerdings bisweilen recht belästigend, entgegen. Dem steht aber als Tatsache gegenüber, daß, so oft wir an einem Beduinenlager vorbeikamen, gewöhnlich die liebe Jugend ganz nackt oder in notdürftigster Bekleidung zusammenlief, um uns anzustaunen, ohne daß der Ruf „bachschisch" (d. i. „schenke!" „Geschenk") gehört wurde. Mir ist es wiederholt in der judäischen Steppe begegnet, daß ich Kinder beim Hüten von Ziegen antraf. Einer der Kleinsten bat wohl um bachschisch. Der Ältere aber verwies ihm das und rief mir sogar zu: „Hau ihn, Herr!" Solche Szenen machten durchaus den Eindruck

urwüchsiger Natürlichkeit. Es wäre mir übrigens ein Leichtes, dem Selbsterlebten weitere, gleiche Erfahrungen von Reisenden aus neuester Zeit hinzuzufügen.

Als letzter Rest einer dem Altertum angehörenden Volksgruppe waren schon oben die Samaritaner in nâblus genannt. Über die Entstehung dieser religiösen Sekte, etwa im fünften Jahrhundert v. Chr., haben wir nur sehr dürftige Nachrichten. Ihre größte Verbreitung, über ganz Palästina, Syrien und Unter-Ägypten, haben sie vermutlich im Mittelalter gehabt. Heute wohnen sie nur noch in nâblus und zählen nicht mehr als 200 Mitglieder. Da sie fast keine Mädchen unter ihrem Nachwuchs haben, sind sie wohl im Aussterben begriffen. Bedauerlich ist dies weiter nicht. Es ist eine infolge des vielen Fremdenbesuches bachschisch-hungrige Gesellschaft. Die Söhne des jetzigen sogen. Hohenpriesters, die ich gelegentlich kennen lernte, sind gefährliche Betrüger.

Neben den Samaritanern in nâblus sei gleich noch zweier anderer Gruppen gedacht, die uns jenseits des Jordan begegnen, nämlich erstens der Tscherkessen. Es sind Moslems, die vor etwa 30 Jahren mit Erlaubnis des Sultans sich in dscherasch und anderen Orten des Ostjordanlandes ansiedeln durften. Sie haben z. B. in dem eben genannten Orte einige Hundert Gehöfte gegründet und widmen sich mit anerkennenswerter Energie dem Ackerbau. Da sie zurzeit noch steuerfrei sind, so gelingt es ihnen, etwas zu erübrigen. In der Pelzmütze und dem schweren Mantel, bis an die Zähne bewaffnet, mit finsterer Miene und mißtrauischem Blick, machen sie auf den Reisenden einen nichts weniger als sympathischen Eindruck. — Zweitens sitzen jenseits des Jordan, z. B. nicht weit von dscherasch entfernt in er-rummân, Turkomanen, türkische Nomaden, natürlich moslemischen Glaubens, die neben der Viehzucht auch Ackerbau treiben und auf dem Punkte stehen, seßhaft zu werden. Sie fallen durch ihre bunte Tracht auf. Über dem Hemd tragen sie sehr weite blaue Beinkleider und eine Weste mit bunten Querstreifen und farbigen Glasknöpfen, dazu eine kurze Jacke vom Stoff der Beinkleider; auf dem Kopf einen Fez mit rotem Shawl umwunden. — Der Vollständigkeit wegen seien hier auch noch die Zigeuner erwähnt, die man dies- und jenseits des Jordan antrifft.

Zu den Genannten kommen die Juden hinzu, die größten-

teils eingewandert sind, sowohl aus Europa, vor allem in letzter Zeit aus Rußland, als auch aus Jemen, Buchara und anderswoher. Sodann folgen die christlichen Europäer aus aller Herren Ländern: Kaufleute, Geistliche, Gelehrte und Ärzte, unter ihnen nicht wenig Deutsche, besonders Schwaben.

Das Gros der Bevölkerung stellen natürlich die Araber, nach ihrer Religion sich scheidend in Moslems und Christen aller Bekenntnisse; nach ihrer Herkunft in Eingeborene und Eingewanderte; nach ihrer Hautfarbe in alle denkbaren Schattierungen, vom reinen Negertypus bis zum Weiß der Europäer; nach ihrer eigenen Einteilung zerfallend in Städter, Fellachen und Beduinen.

Von den letzten, il-'arab, d. i. die Araber par excellence, wie sie sich selbst nennen, zelten die größeren Stämme im Ostjordanland, beispielsweise auf der Hochebene des alten Moab und Ammon. Kleinere Verbände haben den Jordan überschritten und finden sich im ṛôr bei Jericho und in der Jesreelebene. Aber auch bei Gaza und die Meeresküste aufwärts bis Akko trifft man ihre schwarzen Zelte. An verschiedenen Stellen des Landes haben diese Beduinen begonnen, Ackerbau zu treiben, wie es das Alte Testament auch von dem nomadisierenden Patriarchen Isaak (vgl. 1. Mos. 26, 12) berichtet. So im Norden des Tiberiassees, am Ostufer des Toten Meeres und anderswo: eine Mischung von Beduinen- und Fellachentum. In el-kerak, im Ostjordanlande, tragen die Bewohner, Männer und besonders Frauen, noch beduinische Kleidung und viele leben im Sommer mit ihren Herden außerhalb der Stadt in Zelten. Nur im Winter wohnen sie in ihren Steinhäusern, oder, besser gesagt, -hütten: ein Übergang vom Beduinen zum Städter. Im allgemeinen darf man von den Beduinen Palästinas wohl sagen, daß sie, vermutlich infolge ihrer durchschnittlich großen Armut, das stolze Selbstbewußtsein und den Freiheitssinn ihrer Stammesgenossen Arabiens vermissen lassen. Die Beduinen bei Jericho machen fast den Eindruck von Zigeunern.

Die Fellachen (wörtlich „Arbeiter“, nämlich Landarbeiter) sind die Bauern und Dorfbewohner. Manche ländlichen Gemeinden führen ihre besondere Tracht und halten etwas darauf, so daß Kenner die Heimat solcher Leute sofort festzustellen vermögen. Auch gibt es unter ihnen nicht unerhebliche, durch Wohlstand und Gesittung begründete Verschiedenheiten.

Endlich sind die Städter zu nennen. Sie sehen mit souveräner Verachtung auf den „dummen Fellachen“, und doch ist die Grenze zwischen diesen und ihnen eine recht fließende; so z. B. in Gaza, in Bethlehem und Nazareth. Denn die dortigen Städter leben vorzugsweise von Acker- und Gartenbau und sind darum eigentlich als Fellachen zu bezeichnen.

Einzelne Charaktereigenschaften der Bevölkerung Palästinas, speziell der arabischen, hier aufzuführen, dürfen wir mit Rücksicht darauf unterlassen, daß dieselben in geeignetem Zusammenhang noch reichlich Berücksichtigung finden werden.

II.

Das häusliche Leben.

Abendländische Kultur strömt heute, wie schon bemerkt, in überreichem Maße in Palästina ein. Das verrät sich auch im Stadtbilde überall da, wo sich nennenswerte europäische Kolonien finden. In Jâfa und Jerusalem beispielsweise gibt es zwei- und dreistöckige Mietskasernen, genau so scheußlich wie bei uns. Aber auch Häuser, wie sie sich heute begüterte Orientalen vielleicht mit Hilfe eines europäischen Architekten bauen, gewinnen mehr und mehr das Aussehen von occidentalischen Villen.

Von solchen Gebäuden sehen wir hier ab und richten unser Augenmerk auf die Wohnstätten der Eingeborenen, welche wirklich orientalische Eigenart zeigen. Als solche kommen in Betracht: Höhlen, Zelte und Häuser.

Die Höhlen sind die von der Natur dem Menschen dargebotene Unterkunft. Sie finden sich zahlreich im Lande, z. B. im südlichen Teile Judas bei bêt dschibrîn oder im Ostjordanlande bei der‘a und an manchen anderen Orten. Viele tragen noch deutlich die Spuren davon, daß sie einst im Altertum als menschliche Wohnungen gedient haben; aber auch als Gräber und selbst als Kirchen sind sie benutzt worden. Sie werden heute von den Eingeborenen keineswegs verschmäht. Am Sultansteich bei Jerusalem sah ich einige, die von Armen bewohnt waren; im Dorfe silwân am Ölberg dienen eine ganze Reihe von Höhlen den Fellachen als Behausung. Zum Teil

sind es hier ehemalige Gräber; solche haben sich auch die Halbbeduinen von Petra während der Regenzeit als Unterschlupf für sich und ihre Herden ersehen.

Das Zelt ist speziell die Behausung des eigentlichen Beduinen. Es ist aus Teppichen gebildet, welche die Frauen aus schwarzem Ziegenhaar weben, und wird durch Stangen, Stricke und in die Erde getriebene Pflöcke gehalten. Durch ein vom Dache des Zeltes herunterhängendes Tuch ist es gewöhnlich in zwei Räume, einen für die Männer und einen für die Frauen, geteilt.

Im Alten Testament erscheint das Zelt als die Wohnung der Patriarchen (vgl. 1. Mos. 13, 3 ff. 18, 1 ff.) und in späterer



Der Ölberg mit dem sog. Russenturm, rechts das Dorf silwân.

Zeit noch als die der weinverschmähenden Rekabiter (vgl. Jer. 35, 6 ff.). Ihr Reichtum gestattete den Erzvätern, für ihre Frauen besondere Zelte zu halten (vgl. 1. Mos. 24, 67. 31, 33). Wie damals (vgl. Hoh. Ld. 1, 5) ist noch heute die schwarze Farbe für sie charakteristisch, wie damals (vgl. Hiob 4, 21. 30, 11 u. ö.) spielt jetzt noch in volkstümlichen Sprüchen und Redewendungen das Zelt eine bemerkenswerte Rolle.

Was endlich die Häuser betrifft, so bedarf es hier zunächst einiger, allgemeiner Vorbemerkungen. Die alten Israeliten, aus dem Nomadentum zur Seßhaftigkeit übergegangen, verstanden sich natürlich zunächst nicht auf die Kunst, Häuser zu bauen; darum werden ihnen anfänglich die Höhlen willkommene Wohnräume gewesen sein. David und Salomo mußten noch für ihre

Palast- und Tempelbauten phönizische Hilfe in Anspruch nehmen. Aber je weiter das Volk in die kanaanäische Kultur hineinwuchs, desto mehr eignete es sich die Fertigkeit im Häuserbauen an. Allerdings war das ihnen zur Verfügung stehende Material, nämlich an der Sonne getrocknete Backsteine und einige Sykomorenbalken, wenig widerstandsfähig, eine Erklärung dafür, daß manche Orte, deren Namen uns die Bibel überliefert hat, spurlos vom Erdboden verschwunden sind. Nur die Reichen konnten sich Bauten aus Quadersteinen und Zedernholz herstellen lassen.



Gräber in Petra.

Das Baumaterial ist heute im wesentlichen dasselbe wie früher: die Ebenen liefern den Lehm, das Gebirge den Kalkstein. Nur der Holzmangel ist wohl noch weit empfindlicher als ehedem, und die materielle Lage der Eingeborenen hat sich im allgemeinen verschlechtert. Der Umstand, daß das Bauholz, weil importiert, sehr teuer ist, hat zur Folge, daß die Fußböden aus Zement oder Steinplatten, die Treppen aus Stein hergestellt werden. Die Türen sind vielfach aus Eisen. Jener Mangel führt weiter dahin, in die Wände Nischen einzubauen, die als Schränke dienen, oder an der Wand entlang Bänke aufzumauern, die mit Kissen und Teppichen belegt werden. Die Stadt- und die besseren Fellachenhäuser im Gebirge, wo das Material leicht

zu beschaffen ist, sind aus behauenen, weißen Kalksteinen aufgeführt; sonst kommen für den ärmeren Gebirgsfellachen in der Regel nur unbehauene Steine als Baumaterial, und in der Ebene gar nur mit Häcksel vermischter Lehm in betracht. Hier und da findet man auch einen Säulenschaft oder sonstige Überreste eines Kreuzfahrerbaues verwertet; in Ramallah sah ich die Ruinen einer Kirche zur Wohnung hergerichtet. Wir geben im nachstehenden Bilde die Vorderansicht eines Kornspeichers



Kornspeicher in der Nähe von el-kerak.

aus der Nähe von el-kerak im Ostjordanland wieder. In die größtenteils aus unbehauenen Steinen errichtete Mauer sind Reste einer nahegelegenen römischen Tempelruine verarbeitet. Eines eigenartigen Baumaterials, das die Neuzeit ins Land gebracht hat, sei hier noch gedacht, der leeren Petroleumblechkästen. Sie werden mit Erde gefüllt und dann als Bausteine verwendet. Übrigens sieht man sie auch als Blumentöpfe auf den Galerien der Dächer.

Schließlich spielt beim Bau eines Hauses in Palästina noch eins eine bedeutende Rolle: der Aberglaube. Es herrscht bei

Städtern und Fellachen gleicherweise die Überzeugung, daß an oder unter den Türschwellen böse Geister wohnen. Baut sich jemand ein Haus, so versäumt er sicherlich nicht, beim Einfügen der Schwelle zugegen zu sein, um unter diese irgend eine Münze — es genügt die kleinste, nur darf sie nicht von Kupfer sein — zu legen. Ferner wird ein Hahn — am besten ein weißer — geschlachtet, um sein Blut an der Türschwelle ausrinnen zu lassen. Vielfach werden auch noch die Pfosten damit bestrichen. Die Absicht ist, durch all dieses den bösen Geistern das Wohnen an der Schwelle des Hauses möglichst zu verleiden. Wenn beim fortschreitenden Bau ein Gewölbe fertiggestellt ist, so wird über die Tür ein Knochen, meist ein Kameelkinnbacken oder ein Hundeknochen gehängt, daneben auch große, blaue Glasperlen, eine Knoblauchzwiebel oder ein Stück Alaun. Das alles soll den bösen Blick (vgl. darüber Vortrag VI) abwenden. Hierbei gilt die blaue Farbe als besonders wirksam; darum sieht man als derartiges Schutzmittel an alten moslemischen Häusern über der Tür ein, auch mehrere blaue Teller oder weiße Teller mit blauer Malerei eingemauert. Dasselbe bezwecken die ausgestreckten Hände, die sich, manchmal in Metergröße, mit blauer Farbe auf die Front jüdischer Wohnstätten gemalt finden.

Schon in biblischer Zeit begegnen derartige Anschauungen und Sitten, und zwar bei Kanaanäern wie Israeliten. Man mauerte beim Bau eines Hauses Menschen ein als Opfergabe an irgend einen Dämon. Bei den Ausgrabungen in Gezer entdeckte man eine Frau mit Kind, die als Bauopfer eingemauert waren. Demgemäß ist 1. Kön. 16, 34 zu verstehen: „Zu seiner Zeit baute Hiel von Bethel die Stadt Jericho wieder auf; um den Preis seines Erstgeborenen, Abiram, legte er ihren Grund, und um den Preis seines jüngsten Sohnes, Segub, setzte er ihre Tore ein.“ —

Auch echt orientalische Stadthäuser zeigen Fenster nach der Straße hinaus, allerdings wohl weniger als bei uns. Im Parterre sind dieselben mit mächtigen eisernen Gittern versehen. An der Tür befindet sich noch heute der eiserne Klopfer, dessen Pochen durch das ganze Haus schallt, wie zu Petrus' Zeit (vgl. Ap.-Gesch. 12, 13 ff.). Wie ihm, so öffnet auch jetzt eine Dienerin dem Anklopfenden, nachdem sie seinen Namen erfragt hat. An der Fassade sind neben der Tür in bequemer Höhe

Ringe angebracht, an denen der Gast sein Reittier anzubinden pflegt.

Ein besonderes Charakteristikum sind die flachen Dächer, deren platter Boden nur hier und da durch das Kuppelgewölbe eines Zimmers unterbrochen wird; nach der Straße hin sind sie durch eine Brüstung bewehrt. Schon das Alte Testament bestimmt, daß auf dem Dach ein Geländer angebracht werde (vgl. 5. Mos. 22, 8), über dessen Form es aber keine nähere Angabe macht. Heute besteht dieses in einer etwa meterhohen Mauer, in die reihenweise übereinandergeschichtete Röhren in der Art eingefügt sind, daß sie Dreiecke mit nach oben gerichteter Spitze bilden. Diese Röhrendreiecke ermöglichen einen freien Luftzug und gestatten zugleich einen Ausblick, ohne daß man selbst gesehen wird. Die Wohnräume sind des Klimas wegen durchschnittlich größer und vor allem höher als bei uns. Die Wände sind meistens weiß getüncht und mit Geweihen, Decken und Teppichen geschmückt. Von der Anordnung der Zimmer in einem orientalischen Stadthause ist sehr schwer eine Beschreibung zu geben. Es macht mitunter den Eindruck, als sei ganz nach Bedarf ein Raum nach dem andern hinzugebaut; Gänge, Treppenstufen, kleine Vorplätze und dergl. verursachen einen den Abendländer überraschenden Wirrwarr. Hervorgehoben seien unter den Räumlichkeiten das Gemach der Frau bezw. der Frauen (vgl. Vortrag III), das möglichst abseits oder abgeschlossen gelegen ist; ferner ein Wohnraum, līwân genannt. Es ist das eine geräumige, offene Halle, etwa unsrer Diele entsprechend, die namentlich in den warmen Sommermonaten von der Familie als Wohn-, Eß- und Schlafzimmer benutzt wird. Eine besondere Küche findet sich nur in den besseren Häusern; ärmere Leute haben einen transportablen, kleinen Lehmofen, auf dem die Holzkohle in Brand gesetzt, und der dann zum besseren Anfachen des Feuers noch für kurze Zeit ins Freie getragen wird. Das Essen, von der Frau oder Dienerin hergestellt, nimmt der Mann allein oder mit seinen erwachsenen Söhnen, auch wohl mit seiner kleinen Tochter ein; die weiblichen Hausbewohner essen später, was übrig bleibt. Schon diese Gewohnheit zeigt, daß von einem Familienleben in einem moslemischen Hause kaum die Rede ist. Ein besonderes Schlafzimmer gibt es gewöhnlich nicht. Die „Betten", bestehend in einer dünnen Matratze und wollenen Decke, werden auf dem

Fußboden des Wohnzimmers hergerichtet. Zum Schlafengehen zieht man sich nicht ganz aus, sondern entledigt sich teilweis der Oberkleider und lockert den Gürtel. Man benutzt die Nacht durchaus nicht nur zum Schlafen oder Ruhen; nachdem man dies einige Stunden getan hat, steht man auf, raucht eine Zigarette, trinkt einmal Wasser und schläft dann wieder; so verbringt man die Nacht abwechselnd mit Schlafen und Wachen. Trotzdem sind alle Frühaufsteher, gehen allerdings auch zeitig zu Bett. Ein Nachtleben, wie in vielen unsrer Großstädte, kennt der Orientale nicht. Der Wassermangel verbietet zu Haus zu baden, und darum benutzt man die öffentlichen Bäder, in denen bestimmte Stunden des Tages für die Frauen reserviert sind. In dieser Zeit ist dann vor dem Eingang der Badeanstalt ein weißes Tuch quer über die Straße gespannt. Ein sehr beliebter Aufenthaltsort der Hausbewohner ist seit alters bis heute das Dach. Hier sucht man im Winter die warme Mittagssonne; hier erquickt man sich im Sommer an der kühlen Morgenluft und genießt des Abends den Sonnenuntergang oder später den funkelnden Sternenhimmel.

Was die Häuser der Fellachen betrifft, so sind sie nach Aussehen und Einrichtung, je nach der Gegend verschieden. Die Dörfer der Ebene mit ihren schmutziggelben Backsteinhütten machen einen unsäglich traurigen Eindruck. Man sieht es ihnen an, daß ein Stoß mit der Hand oder mit dem Fuß genügt, um ein Loch zu schaffen, durch das man hindurchgehen kann (vgl. Ez. 12, 5. 7). Im Gebirge und an den Bergabhängen haben die mit unbehauenen Steinen erbauten Häuser — und sie sind in der Mehrzahl — ein ruinenhaftes Gepräge, welches noch dadurch verstärkt wird, daß die einzelnen Gebäude ohne Ordnung und Planmäßigkeit dastehen. Wo nicht Weinpflanzungen, Oliven- oder Feigengärten dem Ganzen einen freundlichen Anstrich geben, erweckt auch solch ein Dorf nur wehmütige Empfindungen.

Wenn die Armut den Bau eines Gewölbes verbietet, werden die vier Mauern mit rohen Baumstämmen, Ästen und Reisig überdeckt. Darüber wird eine, etwa einen Fuß dicke Erdschicht ausgebreitet und gut festgestampft. Das Ganze pflegt man dann mit einem aus Lehm und Stroh bereiteten Brei zu überziehen, der sehr bald an der Sonne trocknet. Vor Beginn der Regenzeit muß solches Dach jedesmal ausgebessert und aufs neue festgewalzt werden, sonst wird die Situation unter Umständen

für die Bewohner lebensgefährlich. Ein derartiges Dach müssen wir im Evangelium (vgl. Marc. 2, 4) voraussetzen, welches „die Leute abdecken und durch die Lücke die Bahre herablassen, auf welcher der Gelähmte lag." Auf so einem Dach wächst im Frühjahr Gras, und manchmal sieht man dann dort eine Ziege auf die Weide gehen. Sehr oft wird hier oben auch durch hingebreitete und aufgerichtete Matten ein Gemach hergestellt, in dem, wie schon in alter Zeit (vgl. 1. Sam. 9, 25), der Gast einlogiert wird.

Die wenigen besser Situierten verfügen über ein Haus aus behauenen Steinen. Ich habe in Ramallah in einem solchen übernachtet, das zwei Stockwerke hatte. Von außen führte eine Steintreppe zunächst zu dem oberen empor, das aus einem geräumigen Zimmer mit Fenster und einer Art Veranda bestand; von da geleitete jene Treppe zum flachen Dach, das einen prächtigen Blick auf die Küstenebene mit Jâfa und das blaue Meer gewährte.

Bezüglich der Einrichtung eines Fellachenhauses ist zuvor zu bemerken, daß seine Bewohner ja fast den ganzen Tag im Freien zubringen; während einiger Monate des Jahres lebt manche Familie überhaupt im Weinberg oder auf der Tenne. Darum kann man im Hause Licht und Luft entbehren. Dem Bedürfnis darnach genügt neben der niedrigen Tür eine kleine fensterartige Öffnung; Fenster mit Glasscheiben gibt es nicht.

Das Bauernhaus im südlichen Palästina diesseits wie jenseits des Jordan zeigt in der Regel folgende Einteilung: das einzige Stockwerk besteht aus einem Raume. Der dem Eingang zunächst gelegene Teil zu ebener Erde ist für das Vieh und zuweilen auch für das Ackergerät bestimmt. Vielleicht eine Kuh, sicher ein Esel, ein paar Schafe und Ziegen, Hühner und eine Katze haben dort ihren Platz. Ein höher gelegener Teil, zu dem man auf einer Leiter oder Treppe hinaufsteigt, wird von der Familie bewohnt und hat einen festen Zementboden. Hierhin führt man den Gast, dem man eine Matte mit einem Kissen hinbreitet. Nach und nach gewöhnt sich sein Auge an das Halbdunkel des Raumes und kann die Einrichtung erkennen. Die Hauptsache bilden einige aus Lehm und Häcksel von der Fellachin fabrizierte, sackförmige Behälter für Weizen und Gerste, die oben eine Öffnung zum Einschütten und unten ein mit einem Lappen verstopftes Loch haben, aus dem man in eine

vorgehaltene Schale nach Bedarf von dem Vorrat entnimmt. Der Raum zwischen diesen Behältern und der Wand ist eine Art Rumpelkammer, in die bei Tage die Matten und Kissen gestopft werden, die nachts als Betten dienen. In einer Ecke findet sich ein großes, bauchiges Wassergefäß aus schwarzem Ton mit roter Bemalung; daneben einige kleinere Krüge und ein Ziegenfell zum Wasserholen; ferner eine Handmühle. Hier und da sieht man aus Lehm geformte Etageren mit zahlreichen Fächern, die Töpfe, sowie hölzerne und irdene Schalen zur Teigbereitung enthalten. Es muß leider gesagt werden, daß die billigen, in der Stadt käuflichen Blechgeräte den selbstgefertigten, tönernen Hausrat mehr und mehr verdrängen. Auf der ganzen Erde ist das Formen der Tongefäße bei den Naturvölkern Sache der Frauen; diese Sitte traf und trifft man wohl auch noch vereinzelt bei den Fellachen Palästinas an; aber die sogen. Kultur räumt allmählich damit auf, der Poesie nicht immer zum Vorteil. So macht z. B. jetzt der prosaische Petroleumblechkasten dem malerischen Wasserkrug eine bedauerliche Konkurrenz. Einige flache, mit Leder umgebene Körbe, ein paar Strohplatten und last not least eine große, truhenförmige Kiste vervollständigen das eigentliche Hausgerät. In ihr findet sich alles mögliche friedlich beieinander: ein Sack mit Zucker, einige Holzlöffel, bessere Kleidungsstücke, verschiedene Schüsseln; allenfalls auch einige Geld- und Schmuckstücke. An der Wand hängt vielleicht noch ein Martinigewehr und eine Schafpelzjacke — beides der ganze Stolz des Hausherrn. Zum Heizen und Kochen stehen ein oder mehrere tragbare Kamine da. Weil es einen Schornstein oder Abzug für den Rauch nicht gibt, so sucht dieser durch die Tür seinen Weg. Im Laufe der Zeit verleiht er aber den Wänden einen braun und schwarz glänzenden Überzug und erfüllt zeitweilig den Raum derartig, daß dem daran nicht gewöhnten Gast die Augen tränen und wehe tun. Man kocht daher, wenn möglich, vor der Tür. Das Brennmaterial auf dem Lande ist getrockneter Viehmist, dessen eigentümlich brenzlicher Geruch sofort die Nähe eines Fellachendorfes verrät. In geeigneter Höhe findet sich in der Wand übrigens eine kleine Nische für die Öllampe, die noch heute genau die antike Form hat und während der ganzen Nacht in Brand gehalten wird; nur der Allerärmste schläft im Dunklen.

Noch seien einige Bemerkungen über die Nahrungsmittel

und Speisen gemacht. Fett und Süßigkeiten sind, wie in biblischer Zeit (vgl. Jes. 25, 6), sehr beliebt. Ein besonderer Genuß ist es für den Fellachen, sein Brot in Öl tauchen zu können; Feigen, Trauben, Aprikosen und andere süße Früchte sind ihm stets eine sehr willkommene Zukost. Reis, Zucker und Kaffee werden natürlich importiert, sonst aber bietet das Land reichlich und in großer Auswahl Nahrungsmittel dar. Die Hauptnahrung bilden Gartengemüse und allerhand wildwachsende Kräuter; Fleisch ist ein äußerst seltener Genuß, den sich der Fellache nur bei festlichen Gelegenheiten, wie Geburt oder Beschneidung eines Sohnes, bei Hochzeit, Hausbau oder Schafschur gestatten kann. Suppe kennt der Araber nicht; das schließt aber nicht aus, daß er seinem abendländischen Gaste. mit dessen Lebensgewohnheiten vertraut, solche vorsetzt. Das gewöhnliche Fleischgericht ist Hammel mit Reis; auf dem einen Kochherd wird das Fleisch gekocht, auf dem andern Reis mit Gerste, wohinein nachher viel Schmalz getan wird. Beides wird dann auf eine große, runde Schüssel — bisweilen ist es eine verzinnte Kupferschüssel — geschüttet und auf den Erdboden gestellt; Tische und Stühle sind im Fellachenhause noch unbekannt. Die Teilnehmer an der Mahlzeit setzen sich auf Matten um die Schüssel herum und langen mit den Fingern zu. Das Fleisch reißen sie in Bissen, den Reis formen sie in der Hand zu Klößen, die sie sehr geschickt über den Daumen weg in den Mund schieben. Will der Wirt seine Gäste ehren, so ißt er nicht mit, sondern bedient sie (vgl. 1. Mos. 18, 8), indem er ihnen das Fleisch zerreißt und von den Fettstücken einem jeden zuteilt. Erst auf die Einladung seiner Gäste hin beteiligt er sich selbst am Essen. Als andere Lieblingsgerichte seien noch genannt imdscháddara, wörtlich: das wie mit Pocken besäet aussehende; es besteht aus Reis mit Linsen, Zwiebeln und Öl; und kibbe, das aus Graupen, Zwiebeln und Pinienkernen mit zerstampftem Hammelfleisch bereitet wird. Aus diesen Zutaten werden Klöße gemacht, die gebraten oder gekocht gegessen werden. Im allgemeinen darf man diese Gerichte als eine kräftige und auch dem europäischen Geschmack wohl zusagende Kost bezeichnen.

Zum Fellachendorf gehört noch ein für gemeinsamen Gebrauch bestimmter Brunnen oder eine Quelle, eine Tenne, eine Reihe von Keltern und Backöfen, endlich eine medâfe, eine Art Gemeindehaus, bestehend aus vier kahlen Wänden mit

Flachnischen in denselben als Sitz- und Schlafgelegenheit. Hier werden durchreisende Fremde auf Kosten des Schêchs, des Dorfältesten, beherbergt. Auch gehört ein Begräbnisplatz zum Dorf. Über die Trauergebräuche, wie sie heute bei Moslems, Christen und Juden üblich sind, sei hier in aller Kürze nur bemerkt, daß sich, abgesehen von der Landwirtschaft (vgl. Vortrag IV), gerade auf diesem Gebiete die zahlreichsten Ähnlichkeiten zwischen einst und jetzt beobachten lassen. Das gilt zunächst von dem in der Bibel oft erwähnten Zerreißen des Gewandes. Es geschieht



Ein Feldbrunnen im mittleren Westjordanland.

heute allerdings nur seitens der Frauen, und zwar der zur Sippe des Verstorbenen gehörenden. Sie reißen das Kleid vom Halsbund bis zum Saume auf und nähen es dann mit großen Stichen oberflächlich wieder zu. Nach sieben Tagen nähen sie es ordentlich zusammen, daß man den Riß nicht mehr wahrnimmt. Außerdem aber lösen sie ihr Haar auf und schwärzen ihr Angesicht mit Kohlenstaub. Während die Frauen bei dem Toten zurückbleiben, führen die Männer des Dorfes die männlichen Leidtragenden auf den freien Platz ihres Ortes, reichen ihnen Kaffee und trösten sie. Alsdann graben die jungen

Burschen das Grab, denn noch an dem nämlichen Tage findet die Beerdigung statt. Etwa 1 m tief wird die Erde ausgehoben und die vier Seiten mit Steinen besetzt, auf welche über dem Leichnam die Steinplatten gelegt werden. Indessen bringen die anderen Männer das Leichentuch, Seife, Baumwolle und warmes Wasser. Die nächsten männlichen Verwandten vollziehen die Waschung des Toten und verstopfen die Öffnungen



Eine medâfe im mittleren Westjordanland.
Rechts im Hintergrunde Lehmhütten der Dorfbewohner.

seines Leibes mit Baumwolle. Darauf wickeln sie ihn in das Tuch, legen ihn auf einen Mantel und binden ihn so zwischen zwei Stangen fest. Das holzarme Land gewährt seinen Bewohnern keinen Sarg. Nur die Männer gehen mit zum Grabe, die Frauen bleiben am Dorfeingang zurück, wenigstens bei den Moslems. In einzelnen Gegenden auf dem Lande verrichten sie erst am Schluß der Beerdigung den eigentümlichen, orgiastischen Totentanz, verbunden mit Klagegesängen. In der Stadt wird dieser, während die Leiche noch im Hause ist, veranstaltet, und

zwar nicht nur von den Verwandten, sondern auch von gedungenen Klageweibern, wie sie die Bibel Alten und Neuen Testamentes erwähnt (vgl. Jer. 9, 17. Marc. 5, 38). Das Grab übrigens wird mit Steinplatten bedeckt und am Kopfende ein Stein aufgerichtet, der in einen Turbân oder Tarbusch endigt. Berühmte Schêchs erhalten eine Grabkuppel, die wie die Grabsteine bisweilen übertüncht werden (vgl. Matth. 23, 27). Unser



Grabmal eines Schêchs im Ostjordanland.

Bild zeigt das Grabmal eines Schêchs, das sich in der Nähe der Mosesquellen findet. Zum Lobe der Gastfreiheit des Verstorbenen sind die zur Herstellung eines guten Kaffees erforderlichen Geräte daran abgebildet: der Löffel zum Rösten, der Mörser zum Zerstampfen der Bohnen, die Kanne, die Täßchen, die Tabletts. Nach der Bestattung werden die männlichen Hinterbliebenen von einer befreundeten Familie in ihr Haus geladen und bewirtet (vgl. Jer. 16, 7). Den Frauen schickt man Essen ins Sterbehaus. Diese gehen am nächsten Morgen an das Grab, um zu klagen, und dann noch am kommenden Donners-

tag. Dann bereiten sie Essen, nehmen dieses mit ans Grab, genießen selbst davon etwas und verteilen das übrige an die Armen. Darauf gehen sie nach Hause.

III.

Stellung und Leben des Weibes.

Das Weib nimmt im Orient eine Stellung ein, die fundamental verschieden ist von der, welche wir ihm in gesellschaftlicher Hinsicht einräumen, und die es selbst in sozialer Beziehung zu gewinnen, je länger, je mehr erfolgreich bestrebt ist.

Im Morgenlande galt und gilt noch heute das Weib als minderwertig, und erscheint es darum bei vielen Gelegenheiten von untergeordnetem Range.

Hierbei ist jedoch zu bedenken, daß gerade in dem Verhältnis zwischen Mann und Weib die auf Gesetz und Herkommen ruhende Theorie und die durch das Leben im Einzelfalle herbeigeführte Praxis nicht selten stark von einander abweichen. Daher darf man wohl von manchen moslemischen Häusern und Ehen heute urteilen, daß in ihnen nicht immer der Frau nur eine untergeordnete Stelle angewiesen ist.

Ein Hauptmotiv für die Erniedrigung des orientalischen Weibes ist in der Polygamie zu suchen.

Wie steht es mit dieser gegenwärtig? — Der Koran gestattet dem Moslem wie das Alte Testament dem Juden mehrere Frauen. In Wirklichkeit wird von diesem gesetzlichen Recht immer weniger Gebrauch gemacht. Selbst bei den orientalischen Juden, sagt man, komme Vielweiberei nur noch in ṣafed vor. Bei den gebildeten Moslems ist, wie mir Kenner versichert haben, Monogamie die Regel. Wir finden sie auch gar nicht selten, aus ökonomischen Rücksichten, bei der Landbevölkerung. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß es, beispielsweise in einer Stadt wie Jerusalem, in wohlhabenden Häusern nicht noch heute Harems gibt; oder daß nicht auch jetzt noch Fellachen und Beduinen zuweilen mehrere Frauen besitzen.

Ein weiterer Grund für die demütigende Position des Weibes ist seine Unbildung. „Schickst du auch deine Katze in die Schule?" ist die verbürgte Frage eines Moslem an einen

evangelischen Missionar, der zu jenem von Mädchenunterricht sprach. In dieser Frage findet die prinzipielle Stellung des Mohammedaners zur Sache einen unverhohlenen Ausdruck.

Auch hierin vollzieht sich neuerdings ein bemerkenswerter Wandel: gar nicht wenig Töchter aus moslemischen Familien genießen heute Schulunterricht. Weiteres hierüber vgl. Vortrag VI. So gewinnt wohl Lebensgang und häusliche Stellung vorzugsweise der gebildeten Araberin etwas europäischen Zuschnitt.

Selbstverständlich ist aber noch ein weiter Weg bis zu dem Ziel, daß das Weib dem Manne als sittliche Persönlichkeit, wie als Arbeitsgefährtin zur Seite stände; ein Weg, der mit Vorurteilen stark verbarrikadiert ist. Denn vorläufig verstößt es gegen „die gute Sitte", daß sich die Frau des Hauses am geselligen Verkehr desselben beteiligt. Sie gilt bei solcher Gelegenheit als nicht vorhanden. Selbst in christlichen Araberfamilien kann man beobachten, wie dieser nun einmal landesübliche Brauch nachwirkt.

Weiter würde es als Verstoß gegen „die gute Sitte" aufgefaßt werden, wollte sich der Moslem mit seiner Frau auf der Straße zeigen. Wird einmal ein gemeinsamer Aufenthalt draußen in einem Weinberg oder sonstwo beabsichtigt, so begibt sich der Hausherr allein dorthin; die Frau oder Frauen nebst den Kindern und Dienerinnen folgen oder gehen voraus. Ist der Ehemann von Hause abwesend auf einer Reise, so schreibt er an seinen Sohn oder Bruder, nie an seine Frau.

Dieses Abschließen oder Zurückdrängen des Weibes findet sich allerdings vorwiegend bei der Städterin; bei Fellachen- und Beduinenfrauen ist es niemals in solchem Maße vorhanden gewesen. Dafür sind aber die beiden letzteren, weil dienstbare Wesen im Hause, bezw. Zelt, sonst nicht vorhanden sind, formell die erklärten Dienerinnen ihrer Männer, um ein härteres Wort zu vermeiden. Natürlich liegt es im Wesen der Sache, daß eine Persönlichkeit, welche fast die ganze Hausarbeit verrichtet, auch in diese und alles, was damit zusammenhängt, die beste Einsicht hat, und demgemäß von hier aus Einfluß gewinnt und übt, einen sachlichen wie persönlichen Einfluß. So wird die formelle Dienerin in nicht wenigen Fällen zur faktischen Herrin. Diese Art von Regiment darf man nicht mit der vulgo Pantoffelwirtschaft verwechseln. Das ist etwas ganz anderes. Als den Typus einer Fellachenfrau möchte ich die alttestamentliche Abigail,

das Weib des Nabal, bezeichnen, vgl. ihre Geschichte in 1. Sam. 25.

Wenn die Städterin in der Öffentlichkeit erscheint, — sie darf mit Erlaubnis ihres Mannes das Haus verlassen, um mit ihren Kindern spazieren zu gehen oder ihre Eltern zu besuchen, usw. — so umgibt sie der izâr, ein aus weißer Leinwand oder schwarzer, auch bunter Seide bestehendes großes Umschlagetuch. Ohne der Mode unterworfen zu sein, ohne Rücksicht auf Stand und Alter — vom zwölften Jahr an wird es getragen — entzieht es die Figur von Kopf bis Fuß den Blicken. Dazu kommt in Palästina der das ganze Gesicht verhüllende, meist aus buntgeblümtem, etwas durchsichtigen Stoff bestehende Schleier. Außerdem tragen sie europäische Glacéhandschuhe und Stiefel oder niedrige Schuhe; beides entweder schwarz oder farbig.

Die Kleidung der Fellachen- und Beduinenfrau weicht zunächst darin ab, daß diese unverschleiert erscheinen. Ihr Gesicht — und das gilt als Schmuck — ist nicht selten an Stirn und Wangen, ja sogar an den Mundwinkeln mit Indigopunkten tätowiert. Meist gehen sie barfuß oder tragen an den bloßen Füßen die großen Fellachenschuhe von rotem Leder. Ihre sonstige Kleidung ist, was die Bäuerinnen betrifft, nach den Gegenden des Landes sehr verschieden. Der Süden unterscheidet sich durchaus von dem Norden und in beiden Gegenden zeigt die Tracht der christlichen Fellachinnen wieder charakteristische Differenzen, z. B. in Nazareth und in Bethlehem.

Im allgemeinen besteht diese Tracht in einem von der Schulter bis zu den Knöcheln herabhängenden weißen oder blauen Rock mit sehr weiten Ärmeln. Darüber liegt eine Art ʻabâje, eine gewöhnlich dunkelrote Jacke, die aber kürzer und enger ist, als die von den Männern getragene gelb- und braungestreifte ʻabâje. Auf dem Kopfe der Verheirateten ruht eine in den verschiedenen Gegenden des Landes verschieden geformte Kappe, deren vorderer Rand ganz mit aneinander gereihten Münzen geschmückt ist. Diese Kappe, von ziemlichem Gewicht, wird unter dem Kinn mit einem Band oder einer Kette gehalten. Ein weißes, in einzelnen Gegenden auch farbiges Tuch, bei den Frauen von Bethlehem und Ramallah reich bestickt, ist als Sonnenschutz für Kopf und Nacken über die Kappe gehängt und vollendet die Kleidung. Die verheirateten Bethlehemitinnen tragen statt der Kappe eine Art hoher Haube, die an der

Vorderseite ebenfalls Münzenschmuck zeigt. Anstelle des gewöhnlichen Rockes tritt für festliche Gelegenheiten ein solcher von Seide, mit bunten Seidenstreifen besetzt und mit einem aus besticktem Tuch hergestellten Viereck auf der Brust. Ein gleichfalls aus Seide gearbeiteter Gürtel hält den Rock über den Hüften zusammen.

Die Beduinenfrau ist noch einfacher gekleidet als die Fellachin. Am meisten charakteristisch für sie ist das indigoblaue Gewand mit herabhängenden weiten Ärmeln und langer Schleppe, welche bei der Arbeit nach vorn gerafft und in den Gürtel gesteckt wird, über den sie dann in zwei Zipfeln herunterhängt. Dazu kommt ein Kopftuch aus demselben Stoff. Diese dunkle Tracht steht ausgezeichnet zu dem gebräunten, meist noch blau tätowierten Gesicht und dem schwarzen Zelt im Hintergrunde. Der Ernst der Erscheinung entspricht dem ernsten Leben, das diese Frauen führen.



Eine Bethlehemitin im Festgewand.

Das Weib im Orient ist, wie der arabische Ausdruck lautet: ḥarîme, d. h. unantastbar für jeden, dem sie nicht gehört; dies gilt von der Städterin, aber auch von der Fellachin und Beduinin. Und diese Anschauung involviert einen Vorzug, den man nicht unerwähnt lassen darf. Man begegnet dem in der Öffentlichkeit sich zeigenden Weibe, sei es Frau oder Mädchen, mit „respektvoller Scheu“. Man bemerkt sie auf der Straße nicht; sie mit Blicken zu belästigen oder gar stehen zu bleiben und ihr nachzusehen, wie dies bei uns üblich ist, ist im höchsten Grade verpönt. Sie ist eben ḥarîme, ein verbotenes Gut. Daher kommt es auch, daß das weibliche Geschlecht in Bezug

auf seine Ehre weit weniger angefochten erscheint als bei uns. Man darf wohl sagen, daß die Entehrung eines Mädchens und deren Folgen etwas sehr seltenes ist. Selbstverständlich bleibt es nicht völlig aus. Die Bevölkerung des Gebirges übrigens erfreut sich in dieser Hinsicht eines besseren Rufes als die der Küstenebene und des tropischen Jordantals. Charakteristisch ist noch, daß, wenn unsittliche Beziehungen zu Tage treten, man nur das Mädchen zur Rechenschaft zieht: sie wird von ihren nächsten Verwandten kurzerhand getötet.

Der Höhepunkt, auch im Leben eines arabischen Mädchens, ist die Hochzeit.

In allem, was diese betrifft oder mit ihr zusammenhängt, gibt es ebenfalls manches von unseren Anschauungen und Gewohnheiten völlig Abweichendes. Dazu gehört, daß Ehelosigkeit des Mannes, weil für schimpflich geltend, nicht vorkommt; aber auch, daß Mädchen unverheiratet bleiben, dürfte außerordentlich selten sein. Ferner kennt man in der Regel keine sich durch den Jüngling vollziehende Wahl des Mädchens, sie ist vielmehr Sache der Eltern oder des älteren Bruders; Tochter und Schwester werden ungefragt verkauft.

Es heiraten die Mädchen etwa zwischen dem dreizehnten und fünfzehnten, die jungen Männer gewöhnlich vom fünfzehnten bis zwanzigsten Jahre, da letztere sich erst den Kaufpreis für die Braut verdienen müssen. Aber auch Heiraten in weit jüngeren Jahren kommen vor. Nebenbei sei bemerkt, daß Angaben über das Lebensalter bei den Fellachen darum meist eine unsichere Sache sind, weil heute wohl noch die wenigsten von ihnen Tag und Jahr ihrer Geburt kennen. Ein Wandel in dieser Hinsicht steht in Aussicht.

Die in biblischer Zeit herrschende Sitte, innerhalb der Verwandtschaft oder lokalen Dorfgemeinschaft zu heiraten, kommt in neuerer Zeit seltener vor. Es wird erzählt, daß die Dörfler aus dem südlichen Juda sich gern ihre Frauen aus der Gegend von nâblus holen, weil die Bevölkerung dort sehr arm ist und die Mädchen daher billiger. Der Preis ist in erster Linie abhängig von den körperlichen Reizen des Kaufobjektes; dazu rechnet man noch jetzt, wie in den Tagen Rahels (vgl. 1. Mos. 29, 12) große, glänzende Augen „gleich denen der Gazelle“; ferner weiße Hautfarbe u. a. Aber man verlangt auch Geschicklichkeit in häuslichen Arbeiten, Gehorsam und schweigsames

Wesen; endlich hängt der Preis von dem Ansehen der Familie der künftigen Frau ab. Darum schwankt er heute bei den Fellachinnen zwischen 3—600 Mk.; bei den Städterinnen ist er weit höher; als ein guter Durchschnittspreis bei diesen werden ca. 200 Napoleon genannt. Bisweilen werden die Töchter zweier Familien ausgetauscht. Mir ist von einem Freunde solch Fall berichtet aus silwân bei Jerusalem, einem rein moslemischen Dorfe, das trotz der Nähe dieser Stadt seine ursprünglichen Sitten bis heute streng bewahrt hat. Hier heiratete vor wenigen Jahren die zehnjährige Schwester des Bräutigams den elfjährigen Bruder seiner Braut. Da diese aber eine sehr schöne weiße Hautfarbe besaß, mußte der Bräutigam noch ungefähr 100 Mk. dazuzahlen.

Hat man ein passendes Mädchen gefunden, so ist gemeinhin der Hergang ihrer Erwerbung folgender. Der Vater des heiratslustigen Jünglings nebst einigen Freunden begeben sich zu den Eltern des Mädchens. An Stelle der etwa verstorbenen Eltern tritt der ältere Bruder, sei es der des Bräutigams oder der der Braut; wir wissen schon aus der Bibel, daß der Bruder bei der Verheiratung seiner Schwester eine wichtige Rolle spielte (vgl. 1. Mos. 24, 50. 34, 11). Nachdem die Brautwerber freundlich empfangen und in üblicher Weise mit Kaffee bewirtet sind, bringen sie ihre Sache vor. Beide Parteien einigen sich, und der Tag der Verlobung wird festgesetzt. Es kommt vor, daß der Jüngling bezüglich der Wahl der Braut einen Wunsch äußert, dem seine Angehörigen nach Gutdünken entsprechen oder auch nicht (vgl. 1. Mos. 34, 1 ff.).

Zur Verlobung finden sich die beiderseitigen Eltern und einige geladene Freunde im Hause der Braut ein; dem Bräutigam ist es gestattet, an seiner Verlobung teilzunehmen; die Braut aber muß unter allen Umständen unsichtbar bleiben. Von irgend welchem Verkehr der Verlobten während der Brautzeit ist keine Rede. Wenn sich beide schon vorher kennen, so muß die Braut bei einer zufälligen Begegnung mit dem Bräutigam ihr Gesicht vor ihm verbergen; geschweige, daß sie mit ihm sprechen dürfte! Kennt der Jüngling die für ihn Erwählte noch nicht, so bekommt er sie erst zu sehen nach Beendigung aller Hochzeitsfeierlichkeiten, im neuen Heim des Ehepaars. Bezeichnend ist, daß in der Geschichte von der Hochzeit zu Kana, Joh. 2, 1—12, die Braut gar nicht erwähnt wird.

Die Verlobung ist im Orient ein Akt von hoher Bedeutung und steht dem der Hochzeit in keiner Weise nach. Man kann fast sagen, es ist leichter, eine Ehe zu lösen, als ein Verlöbnis. Erstere kann, bei den Moslems, zwar nur vom Manne gelöst werden; aber es genügt dazu schon das dreimalige Aussprechen des Scheidungswortes vor zwei Zeugen ohne Angabe des Grundes; die Verlobung kann bei Christen und Moslems von beiden Seiten rückgängig gemacht werden, allein es gibt dafür nur einen, als berechtigt anerkannten Grund: Mangel an sittlicher Unbescholtenheit.

Die Hauptsache am Verlobungstage ist die Festsetzung des Kaufpreises für die Braut. Er wird nicht ganz ausgezahlt; die stehenbleibende Summe soll eine leichtfertige Scheidung erschweren. Der Löwenanteil an der ausgezahlten Kaufsumme fällt dem Brautvater zu, das übrige wird zum Ankauf von Kleidern und vor allem Schmuck für die Braut verwendet. Laban war seinerzeit ein wenig nobler Vater, denn seine Töchter beklagen sich, er habe das ganze Geld, das er für sie bekam, für sich verbraucht (vgl. 1. Mos. 31, 15). Der Schmuck der Braut, bestehend aus Münzen für die Kopfbedeckung, aus Armbändern, Ohr- und Fingerringen, spielt in deren Leben eine hervorragende Rolle. Sie trägt ihn zum ersten Mal am Hochzeitstage und legt ihn dann nur ab in Zeiten der Trauer; auch im Alten Testament findet dieser Schmuck der bräutlichen Jungfrau wiederholt Erwähnung (vgl. z. B. Jer. 2, 32).

Außer dem Kaufpreis sind von größter Wichtigkeit die Geschenke, welche der Bräutigam den Eltern und Verwandten seiner Erwählten machen muß (vgl. 1. Mos. 24, 53. Richt. 14, 12). Sie bestehen in Kleidungsstücken, Schuhen und Geld und werden genau festgesetzt; auch wird eifersüchtig darüber gewacht, daß der Bräutigam vor der Hochzeit diesen Verpflichtungen genau nachkommt.

Den Abschluß der Verlobung bildet die Überreichung eines Kopftuches seitens des Vaters des Bräutigams an den Brautvater. In dieses ist eine Münze eingeknotet und darüber wird vorher bei den Christen vom Priester das Vaterunser, bei den Moslems vom chaṭîb, dem Dorfgeistlichen, die erste Sure des Koran gesprochen. Bei den Beduinen fehlt dieser geistliche Akt natürlich, da sie einen Geistlichen nicht zur Verfügung haben.

Nunmehr trennt man sich unter Glückwünschen. Das Dorf

aber hallt wieder von den Freudenrufen und Trillern, welche die weiblichen Anverwandten des Bräutigams von den Dächern ihrer Häuser erschallen lassen.

Die Hochzeit selbst dauert drei bis vier Tage. Der Heimführung gehen mancherlei Veranstaltungen vorauf; die Männer des Dorfes, vor allem die dem Bräutigam näherstehenden Altersgenossen, veranstalten des Abends Zusammenkünfte. Sie sitzen im Kreise; einer muß aus Reisig ein großes Feuer unterhalten, die anderen trinken Kaffee und rauchen Zigaretten, welches beides der Freund des Bräutigams spendet. Schon hier tritt die nächst dem Brautpaar wichtigste Persönlichkeit des Festes, der auch im Evangelium (vgl. Joh. 3, 29) genannte Freund des Bräutigams hervor. Er ist der Leiter des Ganzen, seinen Anordnungen muß sich jeder fügen. Aus der Zahl der Anwesenden erhebt sich einer oder mehrere zugleich, tanzen, singen und machen allerlei Späße. Alt und jung beiderlei Geschlechtes — die Frauen hin und wieder ihren Triller hören lassend — sehen diesem Vergnügen zu. Ich habe in dschenîn an einem solchen einen ganzen Abend teilgenommen und mich an seiner Harmlosigkeit gefreut.

In diesen Tagen gehen die Verwandten und Freundinnen der Braut zur Stadt, um das Hochzeitskleid und den Schmuck zu kaufen. Wiederholt habe ich in der Umgegend Jerusalems solche Schar in langem Zuge, singend und jubelnd, über die Berge ihrem Dorfe zueilen sehen.

Endlich ist der Tag der Heimführung und damit der Höhepunkt des Ganzen gekommen. Zunächst wird die Braut von ihren Freundinnen gebadet und unter Gesang und Tanz mit ihrem ganzen Brautstaat geschmückt, während der Bräutigam, ebenfalls unter Assistenz seiner Getreuen, rasiert und mit seinem Festanzug bekleidet wird. Bei den Christen folgt jetzt ein kirchlicher Akt. Die Männer geleiten den Bräutigam zur Kirche, hinter ihnen folgt tief verschleiert, auf einem Pferde sitzend, die Braut, im Kreise der Frauen. Die Giltigkeit der Ehe ruht, wie vorher die der Verlobung, nur auf der Gegenwart der Zeugen. Nach Beendigung der kirchlichen Feier wird der Bräutigam von seinen Begleitern in sein Haus, die Braut von den Frauen in das ihrer Eltern zurückgebracht. Bei den Moslems wird die Trauung vor dem qâḍi, dem Richter, oder dem Dorfgeistlichen durch zwei Männer, die Braut und Bräutigam

vertreten, vollzogen. Es finden nunmehr Umzüge und auch mancherlei Belustigungen im Dorfe bis zum Abend statt. Doch herrscht hierin Mannigfaltigkeit, je nach dem örtlichen Brauch und auch dem religiösen Bekenntnis der Nupturienten. Erst mit der am Abend beginnenden eigentlichen Hochzeitsfeier tritt wieder in der Hauptsache Einheitlichkeit hervor. Solche Feier will ich hier nach dem Augenzeugenbericht meines oben erwähnten Freundes schildern, wie sie sich vor einigen Jahren im Dorfe silwân bei Jerusalem abgespielt hat. Er erzählt zunächst, daß der Bräutigam von seinen Freunden, die den für solche Gelegenheit landesüblichen Lärm vollführten, in Prozession durch das Dorf und das Kidrontal geführt sei in das Haus, in dem die Hochzeit stattfinden sollte. Treffend erinnert er hierzu an die Stelle im Hohen Liede, 3, 6—11. Enthält dieses Buch des Alten Testamentes, wie heute wohl mit Recht angenommen wird, Hochzeitslieder, so könnten die genannten Verse sehr gut auf eine derartige Prozession des Bräutigams passen. Er, der als „König Salomo" gedacht ist, naht in feierlichem Zuge, umgeben von seinen Mannen; und Frauen und Mädchen werden aufgefordert: „Kommt heraus und freut euch an seinem Anblick, an dem Kranz, mit dem ihn seine Mutter geschmückt hat an seinem Hochzeitstage, dem Tage seiner Herzensfreude!"

Das nächste im Festhause war mit dem hereinbrechenden Abend das Mahl. Die Gäste, geladene und nichtgeladene, hatten sich auf dem Erdboden des nur matt erleuchteten Zimmers niedergelassen und Schüsseln mit Hammel und Reis, dem uns bekannten Lieblingsgericht der Eingeborenen, wurden hereingebracht. Sechs bis acht Personen aßen zusammen aus einer Schüssel, und wenn sie satt waren, traten sie zurück, und andere nahmen ihren Platz ein. Nach dem Essen wurde einigen bevorzugten Gästen warme, süße Milch gereicht und dann jedem Kaffee. Inzwischen hatte der Freund des Bräutigams die Gäste gemustert und warf, unterstützt von einigen Gefährten, eine Reihe von jenen, trotz ihrer energischen Gegenwehr, zum Hause hinaus. Diese Zeremonie erinnert entschieden an Matth. 22, 11—13. Nunmehr begann die Musik, bestehend aus Zither, Mandoline und Pauke, die schon vorher zum Mal erklungen war, aufs neue, von Gesängen begleitet. Darauf wurde von mehreren Gästen der Schwerttanz aufgeführt. An manchen Orten, wie z. B. in dschenîn, ist das Schwert abgekommen;

der Tänzer schwingt stattdessen ein weißes Tuch mit der Rechten. Wer sich am Schwerttanz nicht beteiligen wollte, mußte etwas Geld zahlen, das den Musikern zu gute kam. Nachdem der Tanz vorüber, breitete der Freund des Bräutigams ein Tuch auf dem Boden aus, auf das jeder Gast als Hochzeitsgeschenk eine kleine Geldsumme legen mußte. Diese wird dreimal von dem Freunde mit lauter Stimme, unter Hinzufügung des Namens des Spenders und einem Segenswunsch für denselben, ausgerufen. Mancher gibt das Geld in kleinen Raten, damit sein Name recht oft genannt wird. Die Geber erwarten, daß ihnen bei der entsprechenden Gelegenheit die gleiche Summe von dem Ehemanne wiedergegeben wird; es ist also mehr ein Darlehn als ein Geschenk. Bei christlichen Hochzeiten fällt dieser letzte Teil der Feier aus und findet seinen Ersatz in nicht gerade geschmackvoller Weise darin, daß jeder der fortgehenden Gäste dem Freunde des Bräutigams seine Gabe für das junge Paar in die Hand drückt.

Während dieser Vorgänge im Hause des Bräutigams fand bei den Eltern der Braut ebenfalls eine Feier statt, an welcher hauptsächlich die Frauen zusammen mit der Braut teilnahmen. Von Männern waren hierbei anwesend nur der Vater und Bruder der Braut und ein oder zwei ihrer nächsten männlichen Verwandten. Die künftige Schwiegermutter führte zur „Musik“ zweier Topftrommeln einen Tanz auf; darauf wurde die Braut im Kreise ihrer Freundinnen in ihr Festgewand gekleidet, um dem Bräutigam zugeführt zu werden. Aber dieser hatte seine Pflichten noch nicht in vollem Umfange erfüllt: ein Onkel der Braut väterlicherseits forderte für sich noch ein Geschenk. Erst nachdem dieses vom Bräutigam nach langem Zank und Streit bewilligt, wurde die Braut, die einstweilen noch hinter Schloß und Riegel gehalten war, freigegeben. Jetzt aber verweigerte ihr elfjähriger Bruder seine definitive Zustimmung zur Heirat, falls ihm nicht noch einige Geldstücke mehr ausgehändigt würden; auch diesem Wunsch wurde wohl oder übel nachgekommen. Empört über die Zurückhaltung des Bräutigams im Bezahlen wie über die erneuten Forderungen seitens der Partei der Braut, verfluchten die künftigen Schwiegermütter jetzt sich gegenseitig und auch ihre neue Verwandtschaft. Von Jerusalem kündeten die Turmuhren Mitternacht, der volle Mond lag über dem Kidrontal —; durch das Schweigen der Nacht aber hallten die keifenden Stimmen der Frauen.

Endlich konnte sich der Zug in Bewegung setzen, um die tiefverhüllte Braut zum Hause ihres künftigen Mannes am anderen Ende des Dorfes zu führen. Aber noch entstand eine letzte Verzögerung: die Braut markierte Widerstreben, sich hinführen zu lassen. So will es die Sitte. Es soll manchmal eine Stunde vergehen unter solchem fingierten Sichweigern. Nachdem auch dies glücklich zu Ende, ging es nun wirklich unter den Jubeltrillern der Frauen zum Bräutigam. An der Schwelle seines Hauses nahm die Braut von dem ihr gereichten Sauerteig und tat etwas davon auf ihre Stirn und etwas an die Oberschwelle der Tür; dann trat sie mit einem Wasserkrug auf dem Kopfe ein. Diese Handlungen sollen ihre späteren Pflichten des Brotbackens und Wasserholens symbolisieren. Eingetreten, warf sie sich auf den Boden nieder, während eine Frau ihr Nase, Wangen und Stirn mit Blattgold beklebte. Hierauf enthüllte der Bräutigam ihr Gesicht, womit er sie offiziell als seine Ehefrau annimmt.

Jetzt breitete seine Schwiegermutter, die bis dahin an seiner Linken gestanden hatte, über ihre Hände ein Tuch, in das jeder Gast ein Geldgeschenk legte; die Frauen drückten ihre Münzen, ehe sie diese auf das Tuch legten, erst an die Stirn der Braut; manche auch an die des Bräutigams. Dann zahlte dieser den Kaufpreis für seine Frau in das Tuch, ebenfalls mit jeder Münze ihre Stirn berührend. Das war der Abschluß der Hochzeit.

Es sind hier und da in Palästina noch andere symbolische Handlungen üblich, auf die einzugehen wir uns des Raumes wegen versagen müssen. Nur soviel mag erwähnt sein, daß des öfteren die Braut in das künftige Heim geführt wird und hier erst den gleichfalls dorthin, in Begleitung seiner Freunde, kommenden Bräutigam erwartet. Sie sitzt dann tief verhüllt im Kreise der Frauen, bis ein Bote den Zug ihres nahenden Gatten meldet. Es ist nicht immer gerade um Mitternacht, wie in dem Gleichnis von Matth. 25, 1 ff. Aber wie dort, eilen die Frauen dem Kommenden entgegen. Er wird von ihnen ins Haus geführt und enthüllt die Braut, die seine Hand küßt. Das junge Paar empfängt darauf noch die Glückwünsche der anwesenden Frauen, die sich dann zurückziehen.

Wie in der biblischen Zeit, ist jetzt noch, nächst der Erntefreude, die der Hochzeit die höchste im Leben des Palästiners.

Nach der Hochzeit treten zunächst die häuslichen Pflichten an die junge Frau heran. Schon oben wurde das Backen und Wasserholen genannt. Im Fellachenhause, dessen Leben dem altisraelitischen noch immer am nächsten kommt, steht die Frau bald nach Mitternacht auf, um Mehl zu mahlen; die Handhabung der Mühle ist eine saure Arbeit, die ein bis zwei Stunden dauert. Dann ruht die Fellachin wohl noch eine kurze Zeit, bis mit Sonnenaufgang das Geschäft des Backens beginnt. Das Brot, aus dünnen, eierkuchenförmigen Scheiben bestehend, muß, wenn es genießbar sein soll, frisch sein. Die Beduinen haben statt des Backofens eine halbkugelförmige eiserne Platte, unter der ein Reisigfeuer gemacht wird. Auf die heißgewordene Fläche wird der dünne Brotteich gelegt, nach kaum einer Minute mit großem Geschick gewendet, um in einem Augenblick gar zu sein. Die fertigen Brotscheiben werden übereinander gehäuft, von den Bäuerinnen auf einen eigenhändig aus buntem Stroh geflochtenen Teller gelegt, von der Beduinenfrau in einen Sack gesteckt.

Nicht leicht ist auch das Wasserholen aus der Quelle oder dem Brunnen. Meist bedienen sie sich dazu der bekannten zusammengenähten Ziegenfelle (vgl. Vortrag V), aber auch Tonkrüge von beträchtlichem Volumen, bisweilen wohl noch von der Fellachin selbst geformt, sind hierfür üblich. Die Last des gefüllten Felles oder Kruges ist bedeutend, der Weg nicht selten weit und beschwerlich. Trotzdem kann man die Geschicklichkeit der Trägerinnen bewundern. Ich sah eine Reihe solcher von der Marienquelle im Kidrontal die steile Felsenstiege zum Dorfe silwân hinaufsteigen, ohne daß sie einen Augenblick Rast gemacht hätten oder auch nur eine ausgeglitten wäre. Denselben Weg, von keiner Last beschwert, habe ich wiederholt gemacht und stets nur unter großer Anstrengung die Höhe erreicht.

An der Quelle oder dem Brunnen besorgt die Fellachin auch die Wäsche, die nicht mit Seife, Lauge oder dergl. behandelt, sondern im Wasser liegend, mit einem Stück Holz so lange geschlagen wird, bis sie rein ist.

Bisweilen bringt sie Weintrauben, Gemüse, Baumwurzeln, die sie selbst gegraben, oder Wild, vom Manne erlegt, zum Verkauf in die Stadt. Der Weg ist lang und sonnig; während sie die genannten Dinge in einem Korbe auf dem Kopfe trägt, befördert sie noch in einem Tuch auf dem Rücken oder der

Hüfte ihren Säugling. Am Spätnachmittag nachhause zurückgekehrt, bereitet sie das Essen. Zu ihren Pflichten gehört es, zurzeit der Feigen- und Olivenernte den Wintervorrat herzustellen: jene zu trocknen, diese in Salz zu legen. In der Regenzeit melkt sie die Ziegen und bereitet den Bedarf an Kochbutter für das kommende Jahr; im Sommer sammelt, formt und dörrt sie in der Sonne den als Feuerungsmaterial dienenden Viehmist. Daneben spinnt, webt, näht sie, und manche von ihnen fertigen noch kunstvolle Stickereien an, wie in Ramallah, oder Spitzen, wie in Nazareth. Kurz, die Hauptarbeit im Hause liegt auf den Schultern der Frau; der Mann verrichtet nur eine: er bereitet den Kaffee! Bei den Beduinen ist das Spinnen noch Sache der Männer, besonders der alten unter ihnen.

Der einzige Sonnenstrahl, der auf dieses harte Leben fällt, sind die Mutterfreuden. Wie in alter Zeit ist noch heute der Wunsch jeder Orientalin, viele Kinder, oder besser gesagt, viele Söhne zu besitzen. Gerade sie sind nicht nur der Mutter, sondern auch des Vaters Stolz; denn zahlreiche männliche Nachkommenschaft verleiht Einfluß in der Gemeinde. Bezeichnend für den Wert, den man einem männlichen Sprößling beilegt, ist, daß Vater und Mutter nach ihrem Erstgeborenen genannt werden.

Die Frau führt ja nicht den Namen ihres Mannes, weder bei den Christen, noch bei den Moslems; weder in der Stadt, noch auf dem Lande; sondern sie trägt auch in der Ehe zunächst den Namen weiter, der ihr bei der Geburt gegeben ist — z. B. dschamîle (Schöne) oder wâhide (Einzige) oder lêle (Nacht). Sonst wird sie einfach „o Weib“ genannt, wie sie gewöhnlich ihren Mann „o mein Herr“ anredet. Ein Kosewort der Fellachin ihrem Gatten gegenüber ist „o mein Kameel“. Man weiß den Wert dieses Tieres dort zu Lande besser und richtiger zu schätzen als bei uns. Sobald aber ein Sohn vorhanden ist, heißt die Frau nach diesem „Mutter des z. B. jûsif“ (Joseph) oder „des bedr“ (Vollmond). So wird sie auch von ihrem Gatten gerufen, der seinerseits mit Stolz seinem Namen z. B. dschirius (Georg) jûsif hinzufügt, so daß sein voller Name dann lautet: „dschirius, Vater des jûsif“, oder wie man gewöhnlich verkürzt sagt: „dschirius jûsif“.

Aber nur nach dem Sohne werden die Eltern genannt oder gerufen. Ist das erste Kind ein Mädchen, so wäre es eine Kränkung, wollte man die Eltern darnach „Vater“ oder

„Mutter z. B. der dschamîle“ nennen. Überhaupt, so freudig die Geburt eines Knaben begrüßt wird, so still und kleinlaut geht es bei der eines Mädchens zu. Die Fernerstehenden nehmen davon gar keine Notiz, und die nächsten Verwandten finden sich nur ein, um, wie sie sagen, zu trösten. Charakteristisch ist auch eine Redeweise unter Geschwistern: die Schwester spricht von ihrem Bruder, ihn mit einem Ausdruck der Zärtlichkeit bezeichnend, als „mein von Allah Beschützter“; nie aber wird der Bruder diese oder eine ähnliche Wendung von seiner Schwester gebrauchen. Wenn er sie erwähnt, dann nur als „meine Schwester“. Beide Geschlechter spielen übrigens in den frühesten Jahren harmlos miteinander vereint, bis die Knaben, etwa im zehnten oder zwölften Jahr, vom Vater den Turban geschenkt erhalten. Dann erfolgt die Trennung, „vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe“.

Groß ist das Unglück, wenn einem Ehepaar nur Töchter beschieden sind; und doch ist der Besitz von solchen gar nicht unrentabel: der Kaufmann eröffnet dem Vater mehrerer Töchter gern einen Kredit mit Rücksicht auf die Einnahme, die jenem aus dem Verkauf seiner Mädchen erwächst.

Als das schlimmste Los eines Ehepaares gilt Kinderlosigkeit; man pflegt darin allgemein eine Strafe des Himmels zu sehen.

Das neugeborene Kind wird, wie schon in den Jahrhunderten des Alten Testamentes (vgl. Ez. 16, 4), die ersten Wochen hindurch am ganzen Körper mit fein pulverisiertem Salz abgerieben; wie man sagt, soll das kräftigen. Dazu wird das Salz mit etwas Öl vermischt, auf Feuer warm gemacht und dann mit einem Läppchen auf den Körper gestrichen. Ebenso werden schon in den ersten Wochen die Augen mit schwarzer Schminke betupft; auch das soll gut sein! Die Mutter pflegt noch heute wie im biblischen Zeitalter (vgl. 1. Sam. 1, 21 ff. 2. Makk. 7, 27) das Kind mehrere Jahre hindurch zu stillen. Sie selbst liegt schon am zweiten oder dritten Tage nach der Niederkunft ihren häuslichen Pflichten ob und holt das Wasser herbei wie in Zeiten völliger Gesundheit. Während dessen ist der Säugling sich selbst überlassen, in seiner Wiege liegend, die Augen und Mundwinkel oft schwarz von Fliegen. Einige Jahre später spielt er im Staub der Dorfstraße oder auf dem Düngerhaufen herum, ein schmutziger kleiner Kerl in dürftigster Kleidung.

Sobald das erste Zähnchen sich zeigt, bekommt er schon Brot zu essen.

Man darf wohl sagen, wenn ein Kind alle die Schwierigkeiten überwindet, die ihm die Unvernunft oder die Nachlässigkeit in seinen ersten Jahren bereitet, dann ist es für die Strapazen und Entbehrungen eines Fellachenlebens ausgerüstet; natürlich gehen nicht wenige im zartesten Alter zu Grunde oder sie tragen Schäden an ihrer Gesundheit davon, die ihnen ihr Leben lang zu schaffen machen; das gilt besonders von den Augenkrankheiten.

Die heranwachsenden Knaben habe ich öfters auf einem freien Platz im Dorfe Spiele veranstalten sehen, bei denen es sich jedesmal um das Werfen von Steinen oder Holzstücken nach einem bestimmten Ziele handelte. Man sagt, daß sie auch, wie die Kinder im Gleichnis des Evangeliums (vgl. Matth. 11, 16 f.), Hochzeit und Begräbnis spielen. Frühzeitig müssen natürlich Knaben wie Mädchen allerlei Dienstleistungen tun in der Wirtschaft: jene hüten das Vieh, diese holen Wasser; beide sind nach ihren Kräften an den Erntearbeiten beteiligt (vgl. Vortrag IV). Über Schulunterricht vgl. Vortrag VI.

Zum Schluß sei bemerkt, daß die Araberin im allgemeinen als eine sehr zärtliche Mutter bezeichnet werden muß; besonders ist sie es — manchmal in übertriebenem Maße — ihren Söhnen gegenüber. Diese Zärtlichkeit findet natürlich in orientalisch-bilderreicher Redeweise ihren Ausdruck. Als Beispiel diene hier ein kleines Lied, mit dem die Mutter ihr Kindchen lockt, wenn es eben die ersten Schritte zu machen gelernt hat:

„Komm, daß ich mich deiner freue,
O Fettschwanz des Schafes,
O Kuchen, gefüllt mit Süßigkeiten,
O gekrämpelte Baumwolle!"

Fett und Zucker liebt der Orientale. Das Kind ist also, wie wir zu sagen pflegen, „zum Anbeißen", und mollig wie die weichste Baumwolle.

IV.

Das Landleben.

Palästina ein Land, da Milch und Honig fließt. Der Laie ahnt nicht, wie viel umstritten dieses Wort ist. Man hat gemeint, ihm liege eine mythologische Vorstellung von Götterspeise oder Kost eines Götterlandes zugrunde. Sehr nahe kommt dem eine von ganz anderem Gesichtspunkt aus geführte Untersuchung, wonach unsere Wendung soviel sagen will, als „alle Produkte des Landes — Getreide wie Früchte — seien süß und wohlschmeckend, wie Milch und Honig; sie seien in der Ausdrucksweise des klassischen Altertums gesprochen, wie Nektar und Ambrosia". Eine dritte Auffassung, der man eine gewisse Berechtigung durchaus nicht wird absprechen können, will den ganzen Ausdruck so zu sagen wörtlich genommen wissen: Israel werde sich im Lande Kanaan von der Milch seiner Herden ebenso reichlich nähren können, wie von Honig, mag man darunter Trauben-, Dattel-, Feigen- oder Bienenhonig verstehen.

In jedem Falle sind Milch und Honig Gaben, welche das Land in besonderer Güte und Fülle zu bestimmten Zeiten des Jahres darzubieten vermag. Es ist kein übertriebener Patriotismus, sondern entspricht völlig den Tatsachen, wenn das Alte Testament Kanaan wiederholt als ein „schönes" Land bezeichnet (vgl. 5. Mos. 4, 21. 8, 7 ff.), und wenn es an letzterer Stelle fortfährt: „Es ist ein Land mit Wasserbächen, Quellen und Strömen, die in den Tälern und auf den Bergen entspringen; ein Land mit Weizen und Gerste, mit Weinstöcken, Feigen- und Granatbäumen, mit Olivenbäumen und Honig; ein Land, in welchem du dich nicht kümmerlich nähren, sondern wo du keinen Mangel haben wirst".

Dem Urteil der Heiligen Schrift entsprechen die Aussagen berufener Kenner des heutigen Palästina. Ein deutscher Konsulatsbericht, Jâfa 1902, sagt: „Bei der Fruchtbarkeit des Bodens im allgemeinen könnte das Land sich zu einer reichen und auch wirtschaftlich bedeutenden Provinz des türkischen Reiches entwickeln". Ähnlich heißt es in einem andern, Haifa 1903: „Es sind namentlich die deutschen Kolonien, die den Beweis liefern, daß Acker- und Gartenbau in diesem Lande noch eine große Zukunft haben".

Aus diesen Zitaten ergibt sich zugleich, daß das Land gegenwärtig auf einem Tiefpunkt wirtschaftlichen Lebens angekommen ist und teilweise wenigstens auch noch auf diesem verharrt. In der Tat dürfen wir annehmen, daß beispielsweise im israelitischen Altertum die Bebauung und Nutzbarmachung des Bodens eine intensivere gewesen ist. Die nicht wenigen Zisternen, Keltern und Terrassenbauten, welche man heute auf völlig wüstem Terrain antrifft, beweisen dies zur Genüge.

Ist aber für die alte Zeit eine umfangreichere Bodenkultur durch Acker- und Gartenbau vorauszusetzen, und ist vor allem, wovon später noch ausführlich die Rede sein wird, die fast allgemeine Voraussetzung eines ehedem bedeutenderen Waldbestandes zutreffend, so kann davon die Annahme einer günstigen Beeinflussung des Klimas, natürlich nur in gewissen Grenzen, gar nicht getrennt werden. Mit einem Wort, die Bewässerungsverhältnisse müssen in alter Zeit relativ günstigere gewesen sein als heute. Diejenigen, welche diesen Schluß anerkennen, wollen damit natürlich nicht etwa sagen, daß es die, mehrere Monate herrschende, Regenlosigkeit früher in Palästina nicht gegeben habe; wohl aber glauben sie mit Recht annehmen zu dürfen, daß im allgemeinen wenigstens die Regenmenge größer, vielleicht auch die regenlose Zeit einige Wochen kürzer gewesen sei, und, eben infolge des erheblicheren Baumreichtums, das Ausdörren des Bodens durch die Sonne in geringerem Maße stattgefunden habe. Anders ausgedrückt, ein Gebiet wie Juda dürfte sich annähernd ähnlicher Bewässerungsverhältnisse erfreut haben, wie sie heute etwa das südliche Galiläa aufweist.

Dieser Anschauung steht eine andere gegenüber, wonach die klimatischen Verhältnisse Palästinas sich gegen das Altertum in keiner Weise geändert haben, vielmehr die heutigen das getreue Abbild längst vergangener Jahrhunderte seien.

Leider läßt sich bei der Art der biblischen Nachrichten hierüber — sie treten nur gelegentlich auf und sind sehr allgemein gehalten — keine definitive Entscheidung über die obige Streitfrage treffen; nur das darf als feststehend bezeichnet werden, daß der Regen für dieses Land von ganz hervorragender Bedeutung war und noch ist. Darauf weist das Alte Testament selbst hin, wenn es (vgl. 5. Mos. 11, 10 f.) sagt: „Dein Land ist nicht wie Ägypten, das du wie einen Gemüsegarten mit deinem Fuße bewässern müßtest; es ist ein Land mit Bergen

und Tälern, das den vom Himmel fallenden Regen trinkt; ein Land, für das Jahve, Dein Gott, Sorge trägt."

Vom Eintritt des Regens zur rechten Zeit, von seiner Ergiebigkeit, vom Aufhören desselben im geeigneten Augenblick hängt der ganze Ertrag des Landes ab. Ist der Beruf des Landmannes überall dem Einfluß der Witterung unterworfen, in Palästina ist er dies in einzigartigem Maße.

Am 16. November feiert man in Lydda, nordwestlich von Jerusalem, das Fest eines Heiligen, welcher den Juden als Elias, den Moslems als Chidr, der Christenheit als der h. Georg verehrungswürdig erscheint. Sein Fest bedeutet für den palästinischen Landmann jeglicher Konfession den Beginn der Feldarbeit.

Allerdings, um diese hoffnungsfroh aufzunehmen oder besser, überhaupt aufnehmen zu können, ist eines unerläßlich: es muß wenigstens vierzehn Tage vor dem Fest von Lydda ausreichend geregnet haben, d. h. der sogen. Frühregen muß gefallen sein. Sonst steht es schlimm. Denn man vergegenwärtige sich die Folgen einer fünfmonatlichen, regenlosen Zeit, einer Zeit, in welcher die Sonne Tag für Tag mit fast souveräner Gewalt herniederbrennt. Wenn auch der nächtliche Tau einige Erquickung bringt, so ist das doch bei weitem nicht ausreichend, um zu verhindern, daß im September der Boden hier und da in handbreiten Spalten auseinanderklafft, die Grasnarbe vollständig ausgebrannt, die Ackerflächen bisweilen mit Dornen und Disteln von fast Mannshöhe wie besäet, Weg und Steg, Baum und Strauch mit einer weißgrauen Staubschicht bedeckt sind.

Dieser schrecklichen, regenlosen Jahreszeit macht die Regenzeit ein Ende. Auch das Alte Testament kennt in der Hauptsache nur zwei Jahreszeiten: Sommer und Winter. Schon in der Sintflutgeschichte (1. Mos. 8, 22) heißt es: „Fortan sollen, solange die Erde besteht, nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht." Frühling und Herbst, also die Zeiten vor Beginn und am Ende der regenlosen Zeit des Sommers, werden nur selten in der Schrift erwähnt. Die Regenzeit teilt man in drei Epochen: die des Frühregens im Oktober, die des Winterregens von Anfang oder Mitte November bis zum März, und die des Spätregens im April.

Im Laufe des Oktober sammeln sich im Westen die Wolken.

Eines Nachmittags kommt heftiger Wind auf, alles ist in Erwartung. Nach Einbruch der Dunkelheit hört man wohl schwachen Donner, es fallen einige spärliche Tropfen, und dann plötzlich rauscht es hernieder. Ein allgemeiner Jubel herrscht, denn der Frühregen ist ein Ereignis. Einige Tage hält er an, aber kein Tropfen davon rinnt in die Zisternen, alles saugt die verlechzte Erde auf. Darauf wieder blauer Himmel, lachender Sonnenschein; der Erdboden ist erweicht, und schon wagt sich das erste Grün hervor!

Der Frühregen ist die erste kritische Zeit im Kreislauf des Jahres. Wehe, wenn er ausbleibt oder auch nur zu spärlich erfolgt. Denn dann kann die Feldarbeit nicht beginnen, sie schiebt sich in die Zeit des Winterregens hinein, und der wieder, in seiner Heftigkeit und Überfülle, verdirbt nicht selten die Aussaat. — Im Laufe des November setzt der richtige Winterregen ein. Er fällt periodenweise, manchmal acht Tage und länger hintereinander. Das Thermometer sinkt über Nacht auch einigemale unter den Gefrierpunkt; dann gibt es unter Umständen Schnee, den aber schon die nächste Mittagssonne gewöhnlich spurlos beseitigt. Jetzt füllen sich die Zisternen. In den Bergen bilden sich Bäche, die, wenn sie keinen ausreichenden Abfluß finden, hier und da kleine Seen oder Sümpfe hervorrufen. Zwischen die Regenperioden der Winterzeit fallen die herrlichsten Frühlingstage. Eine arabische Bauernregel sagt vom Februar, es sei ein Hauch des Sommers darin. In der Tat, an solchen Tagen, wo die Sonne ihre Macht entfalten kann, schmückt sich das Land mit dem schönsten Blumenflor: Krokus, Lilien, Klematis, Narzissen prangen auf dem saftig grünen Teppich, der überall den Boden bedeckt. — Jetzt naht eine zweite kritische Zeit: die des Spätregens im April. Die Saat braucht ihn notwendig zum Reifen. Bleibt er aus, so verkümmern die Körner; kommt er zu stark, so schwemmt er zuweilen das Erdreich weg. Andrerseits kann ein guter Spätregen manchen Mangel des Winterregens wieder wettmachen; darum schätzt ihn der Fellach außerordentlich und meint, ein rechter Spätregen ist so viel wert, wie der Pflug samt dem Gespann. Umgekehrt sieht das Alte Testament in dem Ausbleiben von Früh- und Spätregen den strafenden Zorn des Gottes Israels.

Hat der erstere seine Schuldigkeit getan, so geht der Fellach an das Bestellen der Wintersaat. Diese Arbeit beginnt Mitte

November und erstreckt sich unter Umständen bis in den Januar hinein. Zur Aussaat kommen heute Linsen, Bohnen, Weizen und Gerste in vorstehender Reihenfolge. Linsen bilden die Haupt- und Lieblingsnahrung der Fellachen. Gerste dient gegenwärtig wohl ausschließlich als Viehfutter. Roggen und Hafer kennt weder das Alte Testament noch die Jetztzeit, nur der Talmud erwähnt letzteren und daneben noch Reis, der nach der Zeit Alexanders des Großen eingeführt wurde. Heute wird im südlichen Palästina von den Fellachen erst gesäet und dann die Saat mit dem Pflug unter die Erdoberfläche gebracht. Wo Terrainschwierigkeiten die Handhabung des Pfluges unmöglich machen, wird der Boden nur mit einer Hacke bearbeitet. Alsdann wird die Ackerfläche geebnet; ein Eggen, wie es bei uns üblich ist, hat man weder im Altertum vorgenommen, noch weiß der heutige Fellach etwas davon. Alles übrige bleibt Allah überlassen.

Kaum anderswo tritt uns der Konservatismus orientalischen Lebens so deutlich entgegen, wie gerade auf dem Gebiete des Ackerbaus (vgl. Vortrag II). Der Pflug, mit welchem der palästinische Landmann noch jetzt arbeitet, ist im wesentlichen genau der gleiche, welchen das Alte Testament und der Talmud beschreiben: in der Hauptsache ein krummer, gewöhnlich eichener Ast, an welchem eine lange, eiserne Spitze als Pflugschar angebracht ist: Damit wird das Erdreich, man möchte sagen, aufgekratzt, etwa 10—12 cm tief. Einen großen Stein oder fest eingewurzeltes Dorngestrüpp umgeht man, anstatt es etwa durch einen kräftigen tiefen Stoß des Pfluges herauszuheben. Dieser wird von ein paar Ochsen, oder einem Ochsen und einem Esel gezogen, manchmal auch von einem Kamel, sehr selten von Pferden. Die Tiere treibt der Pflüger, wie in biblischer Zeit, mit dem bekannten Ochsenstecken, dem „Symbol des Bauern". Solcher besteht aus einer hölzernen, etwa 3 m langen Stange, an deren einem Ende eine eiserne Spitze für die Zugtiere, am andern ein Eisenspaten angebracht ist, um gelegentlich die feuchte, der Pflugschar anhaftende Erde abzustreifen.

Man kann dem Fellachen den Vorwurf großer Nachlässigkeit in der Feldbestellung nicht ersparen. Jene liegt zum Teil in seinem träumerischen, arbeitsunlustigen Wesen. Sie hat ihren Grund aber auch darin, daß ihm durch gewisse Umstände das Interesse an seiner Arbeit genommen ist. Zu diesen gehört

erstens das türkische Steuersystem (vgl. Vortrag V): der Fellache arbeitet für den Steuerpächter; ferner die Verteilung von Grund und Boden. Derselbe zerfällt nämlich im heutigen Palästina in drei Kategorien: in das arḍ waqf, d. i. Stiftungsland, welches vom Sultan oder irgend einer Privatperson einer religiösen Stiftung, einer Moschee, einer Kirche oder Schule zu deren Unterhalt vermacht ist; in das arḍ mulk, d. i. Privatbesitz, meist kleinere Gelände in der Nähe der Dörfer, und in das arḍ mîri, d. i. staatliches Ackerland, das gegen Entrichtung des „Zehnten" (vgl. Vortrag V) von der Dorfgemeinde gepachtet wird. Dieses Mîriland wird vor Beginn der Feldarbeit unter die einzelnen Mitglieder einer Gemeinde nach bestimmten Normen verlost. Dabei kommen auf jeden statt eines geschlossenen Komplexes mehrere Streifen Landes an verschiedenen Stellen des Pachtterritoriums; jeder muß nehmen, was und wie es ihm der Zufall anweist. Natürlich hat bei dem gänzlich fehlenden Gemeinsinn niemand ein Interresse, mit dem erlosten Ackerstück besonders sorgfältig zu verfahren. So kommt es, daß man heute kaum an ein Düngen der Felder denkt, während das Alte Testament dieses wiederholt erwähnt und man in talmudischer Zeit viel Mühe darauf verwandte. Endlich rechne ich hierhin die, sozusagen Wehrlosigkeit des palästinischen Landmannes. Institutionen wie unsere Hagelversicherungen oder dergl. kennt man nicht. Kommt in der Erntezeit Schirokko auf, so vernichtet dessen glühender Hauch in wenigen Tagen den Erfolg der ganzen Arbeit, und tritt, wie z. B. 1904, eine Mäuseplage ein, so steht der Fellach heute noch, genau wie in der alten Zeit, rat- und hilflos da; Vertilgungsmittel sind im ganzen Lande nicht zu haben. Dieses Risiko von verschiedenster Art schmälert das Interesse an der Arbeit ganz wesentlich. Unter diesen Verhältnissen ist es auch kein Wunder, daß man, was bei uns unerhört wäre, durch ein Kornfeld hindurchgeht oder -reitet, ohne Acht auf die Halme, die man dabei vernichtet. Allerdings ist in diesem Punkte auch die biblische Zeit nicht anders gewesen (vgl. Matth. 12, 1).

Nach Abschluß der Wintersaat geht der Fellach an die Bearbeitung der Stoppelfelder des vorigen Jahres, für die Sommersaat. Die Stoppeln werden untergepflügt, hin und wieder zündet man sie auch vorher an; eine Art Düngung, wie sie schon das Alte Testament kennt. Ein anderes Mittel, dem Boden neue

Kräfte zuzuführen, sehen Bibel und Talmud in der Brache. Heute erfolgt ein Brachliegenlassen nicht nach einem System, sondern nur aus Not, weil es an Regen oder an menschlichen bezw. tierischen Arbeitskräften fehlt. Aber man wechselt doch wenigstens in der Benutzung der Felder für die Winter- und für die Sommersaat ab. Die letztere bedarf sehr sorgfältiger Behandlung des Bodens. Nach dem ersten Umbrechen muß noch zwei- bis dreimal gepflügt werden.

Als Sommersaat dienen in erster Linie Durra und Sesam. Das erstere ist eine maisähnliche Staude mit weißen linsenartigen Körnern. Durramehl wird von den Fellachen sehr viel zum Brotbacken verwendet, es ist billiger als Weizen und Gerste. Über Sesam vgl. Vortrag V. Des weiteren gehören zur Sommersaat Melonen, verschiedene Arten Gurken, Baumwolle und Tabak. Der Baumwollenbau liegt heute ziemlich darnieder, an Güte kann der Ertrag mit der amerikanischen Ware nicht konkurrieren. In neuester Zeit bemühen sich die jüdischen Kolonien lebhaft um Hebung dieser Kultur. Der Anbau des Tabaks geht infolge der hohen Steuer immer mehr zurück.

Zuerst kommen die Melonen heran; auf eine Fläche von 4 qm werden vier bis fünf Körner gesteckt. Sorgfalt ist erforderlich, weil der Boden noch mehrmals mit dem Pfluge gelockert werden muß. Spätmelonen, Durra und Sesam werden vom Pflüger durch ein trichterförmiges Rohr, das am Pfluge angebracht ist, eine Art Drillmaschine, gestreut. Hinter dem Pfluge mit dem Saattrichter, welcher die Furche schafft, in die der Same hineinfällt, geht gewöhnlich ein zweiter Pflug auf dem Rande der Furche, um den Samen zuzudecken. Das Alte Testament erwähnt einen Saattrichter nicht, wohl aber kennt ihn der Talmud. Die Furchen haben gewöhnlich 30 bis 40 cm Abstand voneinander. Nicht selten sieht man, wie im biblischen Zeitalter, mehrere Pflüge auf einem Felde in Tätigkeit. Dies ist namentlich auf großen Ländereien üblich, wo der Besitzer Arbeiter, welche das ganze Saat- und Erntegeschäft verrichten, gegen freie Station und $^1/_4$ des Ernteertrages anstellt und seinerseits das Arbeitsmaterial, d. h. den bespannten Pflug und das Saatkorn liefert. Zu solcher Feldarbeit gehen auch Fellachen aus westjordanischen Orten in das Ostjordanland hinüber. Wir trafen einen Mann aus Hebron in der Gegend von el-kerak, der für Beduinen das Land bestellte, indem er die Saatfrucht beschaffte,

säete und pflügte. Die Bewachung des bestellten Bodens besorgten dann die Beduinen bis zur Ernte, und diese verrichtete wieder der aus Hebron zurückgekehrte Fellach. Nach beendigtem Dreschen wird der Ertrag geteilt: ein Drittel davon muß Steuern und sonstige Kosten decken, je ein Drittel kommt auf Fellach und Beduinen.

Mit Rücksicht auf die früher schon angedeuteten großen, klimatischen Unterschiede ist die Zeit der Ernte in den verschiedenen Gegenden des Landes auch recht verschieden; allen voran geht das Jordantal, wo die Gerstenernte etwa am 10. April beginnt; es folgt die Küstenebene, cr. vom 15. bis 25. April. Auf dem Gebirge zieht sich die Ernte infolge der ungleichen Höhenlagen über die Zeit von Ende April bis Ende Mai hin. Etwa zwei Wochen später beginnt überall der Schnitt des Weizens.

Die Ernte ist noch jetzt eine Zeit höchster Freude, wie wir es schon aus dem Alten Testament kennen; Mann und Weib, alt und jung ist daran beteiligt. Da dann in den Korngegenden von Gaza und in der Jesreelebene viele Arbeitskräfte gebraucht werden, so kommen die Gebirgsfellachen oft mit Frauen und Kindern herbei, um sich zu verdingen. Ihre eigene Ernte wird ja später reif; auch kultivieren sie auf ihren Bergen mehr Fruchtbäume und Weinstöcke, als Getreide. Während die Männer der Schnittarbeit obliegen, binden und sammeln die Frauen die Garben, bereiten außerdem das Essen und schaffen das Trinkwasser herbei.

Mit der Ernte von Linsen und Bohnen wird der Anfang gemacht; die Pflanzen werden ganz ausgerissen, aufgehäuft, zusammengebündelt und auf die Tenne gebracht. Ebenso verfährt man mit der Durra. Bei dem Zusammenarbeiten mehrerer Schnitter auf einem Felde treten diese, ein jeder mit Lederschurz bekleidet, der Brust und Beine schützt, und mit Schuhen versehen, am Feldrande von links an; der stärkste von ihnen als Vorarbeiter auf dem rechten Flügel. Sie arbeiten nun in einer Linie bis zum gegenüberliegenden Feldrand, kehren dann an den ersten zurück und ernten einen neuen Streifen ab. Die Halme schneiden sie mit einer Sichel; jedoch nicht so kurz über dem Boden wie bei uns, so daß ziemlich hohe Stoppeln zurückbleiben. Ist nun ein Arm voll Halmen abgeschnitten, so wird er zu einer Garbe gebunden, zur Seite geworfen und von den Frauen und Kindern zu größeren Haufen zusammengetragen;

alsdann auf Esel oder Maultiere, auch manchmal auf Kamele geladen, wozu viel Geschicklichkeit gehört, und zur Dreschtenne geschafft. Die Tiere werden so hoch bepackt, daß man aus der Entfernung nur die vier Beine unter dem riesigen Garbenbündel sich bewegen sieht, was, besonders wenn eine ganze Reihe solcher vierbeiniger Bündel übers Feld dahinläuft, sehr komisch aussieht. Trotz der heißen Arbeit herrscht überall Freude. Die Schnitter singen ihre Lieder, wie z. B.

O Erntestreifen, o wärst du Brache,
O wärst du ein Weideplatz für den Star!
O Erntestreifen, es hilft nichts, du mußt dran!
Ich rufe zu Hilfe die Söhne des Halhal.

Weithin hört man diesen Gesang und dazu das Jodeln der Frauen.

Sind die Garben sämtlich vom Felde entfernt, so steht den Armen das Recht zu, die zurückgebliebenen Ähren aufzulesen; vorher, also zwischen den noch daliegenden Garben, zu lesen, ist verboten. Daß Ruth (vgl. 2, 15) zwischen den Garben Ähren sammeln darf, ist ein besonderes Vorrecht Immerhin sollen fleißige Leserinnen bisweilen noch so viel erzielen, daß sie mit Mehl für das ganze Jahr versorgt sind; viel brauchen sie bei ihrer Genügsamkeit ja nicht. Mancher läßt wohl auch heute noch für die Armen ein Stückchen stehen, ohne es abzuernten. Übrigens sind die Rechte der Ährenleserinnen auch darin durch den Gebrauch fest geregelt, daß es ihnen nicht erlaubt ist, von dem für die Schnitter bestimmten Wasser zu trinken. Auch hierin genießt Ruth (vgl. 2, 9) eine Vergünstigung.

Nach beendigter Ernte wird es auf der Tenne lebendig. Diese, ein offener, ebener und weiter Platz, liegt in der Nähe des Dorfes und ist im Gebirge gewöhnlich eine große, sauber gefegte Felsplatte, in der Ebene besteht sie aus festgestampftem Erdboden. Sie ist Eigentum der ganzen Dorfgemeinde, ein jeder wählt sich dort seinen Platz, häuft seinen Ernteertrag nach Fruchtgattungen gesondert, auf, und drischt ihn nach und nach aus. Da ungünstige Witterung, wie Regen oder dergl., nicht zu befürchten ist, auch Halme und Körner durch die heiße Sonne leichter zerbrechlich, bezw. trocken und fest werden, so ist es vorteilhaft, sich mit der Drescharbeit nicht zu beeilen. Es kommt vor, daß sich diese über einen Zeitraum von vier Monaten hinzieht, während welcher der Fellach auf der Tenne bei seinem

Vorrat wohnt und schläft. In einem Punkte entsagt er hier seiner sonstigen Sorglosigkeit: er ist mit Feuer außerordentlich vorsichtig, so daß Vorräte auf der Tenne selten verbrennen.

Das Dreschen wird heutzutage fast genau in derselben Weise wie zur biblischen Zeit ausgeführt, und zwar, indem man Ochsen oder auch Esel, zu zweien oder dreien zusammengekoppelt, einige Stunden lang im Kreise über das ausgebreitete Getreide hingehen läßt. Dieses wird mehrmals mit einer hölzernen Gabel gewendet, und das Treten so lange fortgesetzt, bis das Stroh in weichen, ganz und gar zerspaltenen Häcksel verwandelt ist. Das Maul der Tiere zu verbinden, gilt heute, wie einst, für unrecht.

Außer den Tieren bedient man sich noch des sogen. Dreschschlittens. Dieser, ein dickes, schweres Brett, in welches kleine Basaltsteine eingekeilt sind, und auf das sich der Fellach gewöhnlich noch stellt, wird von einem Zugtier über die Gerste oder den Weizen gezogen. Auf solche Weise wird das Stroh sehr leicht und schnell zu Häcksel zerrissen.

Sesam und Kümmel werden nicht mit Tieren ausgedroschen, sondern die Körner mit einem Stock ausgeklopft (vgl. Jes. 28, 27).

Ist alles Getreide ausgetreten und das Stroh genügend zerkleinert, so ist die Arbeit der Tiere getan, und der Mensch beginnt die seinige. Mit einer hölzernen, dreizackigen Gabel wirft er das auf der Tenne Liegende in die Höhe; meist am Spätnachmittag, weil er dazu eines leisen Windes bedarf; Windstille oder gar ein starker Wind sind ungeeignet. Hierbei fallen die Körner fast senkrecht herunter, die Spreu wird in einige Entfernung geweht; die leichtere in größere, die schwerere, wie Wurzeln, Knoten oder dergl., in geringere. Allmählich bilden sich einige Haufen, während der ganz feine Staub vom Winde fortgetragen wird. Nunmehr werden die Körner gesiebt und heimgebracht, teils in die Kornbehälter des Hauses (vgl. Vortrag II), teils in dazu geeignete, nahegelegene Zisternen; hier und da werden sie auch in Kornspeichern oder sonstwie untergebracht. Die leichtere Spreu oder der Häcksel wird ebenfalls sorgfältig gesammelt und in einer Höhle oder dergl. aufbewahrt. Er bildet, mit Gerste gemischt, wie auch ohne solche, die Nahrung für das Vieh in der regenlosen Zeit. Die oben erwähnten, härteren Bestandteile der Spreu, welche das Vieh nicht als Futter annimmt, werden entweder, mit Lehm vermischt, zu baulichen Reparaturen am Hause benutzt; oder sie dienen als



Feuerungsmaterial, sei es im Hause der Fellachen oder in irgend einem industriellen Betriebe, besonders in den Öfen des Töpfers. Bisweilen zündet man aber auch den letzten Rest davon auf der Tenne an und läßt ihn verbrennen.

Wenn wir noch einen Blick auf das wirtschaftliche Resultat des Ackerbaues werfen, so kann dasselbe im allgemeinen kaum als ein sehr günstiges bezeichnet werden. Der Acker trägt heute sechs- bis höchstens zwölffältig; nur die Durra macht eine Ausnahme, indem sie siebenzigfältige Frucht abwirft. Da nun die Bibel (vgl. 1. Mos. 26, 12. Matth. 13, 8) einen dreißig- bis sechzig- und hundertfältigen Ertrag kennt, so vermutet man gewöhnlich einen Rückgang in der Fruchtbarkeit des Bodens. Dazu sei aber bemerkt, daß der Talmud als durchschnittlichen Körnerertrag für Judäa das Fünffache angibt.

Außerdem seufzt der gewöhnliche Fellach — von dem Großgrundbesitzer und den reichen Bauern sei hier abgesehen — meistens unter Schulden, und die Art seiner Ackerwirtschaft bringt ihn aus diesen nicht heraus. Über die Steuerabgaben vgl. unter Vortrag V. Zu letzteren kommen die Abgaben an den oder die Gläubiger; ferner die Geschenke an den Dorfgeistlichen, an Blinde, Aussätzige, Witwen; vielleicht noch der Lohn an einen Mietsknecht, der in Naturalien gegeben wird. Was dem Ärmsten dann bleibt, reicht manchmal kaum aufs nächste Jahr für ihn und seine Familie. Es ist ganz bezeichnend, daß die Sitte, den Abschluß der Erntearbeit festlich zu begehen, in manchen Orten mehr und mehr abkommt, eben infolge der zunehmenden Armut.

Neben dem Ackerbau steht in Palästina die Kultur der Fruchtbäume, die das milde Klima außerordentlich begünstigt.

Unter den Fruchtgewächsen wieder spielen eine Hauptrolle, in historischer wie wirtschaftlicher Hinsicht, die Rebe, der Feigen- und der Ölbaum. Wie die uralte Parabel des Jotham (vgl. Richt. 9, 7 ff.) diese drei zusammen nennt, so heute noch ein Fellachensprichwort, das besagt: „Die Rebe ist eine sitt," d. h. eine vornehme Dame, welche viel Rücksicht beansprucht; „die Feige hingegen ist eine fellâha," d. h. eine Fellachenfrau, schon von derberer Konstitution, die etwas aushält; „aber die Olive ist eine bedauîje," d. h. ein Beduinenweib, Entbehrungen sind ihr Lebenselement.

Wohl der nützlichste Baum des Landes und überall zu finden ist der Ölbaum. Erscheint im Altertum auf den Münzen

Palästinas die Palme als Sinnbild des Landes, so dürfte es heute, wo jene nur vereinzelt angetroffen wird, vielmehr die Olive sein; es wäre kein schlechter Tausch, denn nicht nur, daß Syrien mit Fug als die Heimat des Ölbaumes angesehen werden darf, mit seinem matten Grün und dem knorrigen Stamm hat er ein ungemein würdiges Aussehen. Der Baum gedeiht in Palästina so gut wie ohne Pflege. Denn die, welche man ihm zu teil werden läßt, ist recht geringfügig. Sie beschränkt sich nämlich in der Hauptsache auf ein einmaliges Umpflügen des Bodens, nach Beginn der Regenzeit, etwa im Dezember; bisweilen wird das im März noch einmal wiederholt. Düngung und Ausästung ist wenigstens bei den Fellachen äußerst selten. Die Fortpflanzung geschieht entweder durch Wildlinge, die veredelt werden, oder durch Wurzelloden von Edeloliven, die aber auch später okuliert werden müssen. Das Aufpfropfen übrigens von wilden Reisern auf einen edlen Ölbaum, welches der Apostel Paulus (vgl. Röm. 11, 24) erwähnt, ist nur eine schulmäßige, fingierte Annahme; es kommt in der Praxis nicht vor. Die Olive bedarf, auf palästinischem Boden, eines Terrains für sich allein, während sich z. B. der Weinstock mit dem Feigenbaum verträgt. Das ist aber wohl auch der einzige Anspruch, den sie erhebt, und sie vergilt ihn reichlich. Man rechnet, daß ein guter Olivenbaum jährlich im Durchschnitt $^1/_2$ Napoleon = 8 Mk. einbringt. Auf einem Hektar stehen 200 solcher Bäume und liefern also eine Jahreseinnahme von 1600 Mk., für eine einfache Fellachenfamilie ein ausreichender Lebensunterhalt. Allerdings geben die Olivenbäume der Eingeborenen nur alle zwei Jahre eine wirkliche Ernte; das liegt aber weniger am Baum, als an seiner Behandlung durch die Fellachen. Bei der Ernte nämlich schlagen sie, statt des mühsamen Pflückens, die Frucht mit einem Stocke ab, und dabei werden die jungen Triebe, die im nächsten Jahre Frucht tragen sollten, mit heruntergeschlagen. Die deutschen Kolonisten, die ihre Oliven pflücken, erzielen in jedem Jahre eine Ernte. Es gibt in Palästina mehrere Arten Oliven, in der Farbe, schwarz und grün, wie in Form und Größe sich deutlich unterscheidend; ihre Ernte zieht sich durch die ganze Regenzeit hin. Die Früchte werden teils zur Ölbereitung (vgl. Vortrag V) verwendet, teils in Salz eingemacht und bilden im letzteren Falle, mit Brot gegessen, eine sehr schmackhafte Speise. Noch sei bemerkt, daß der Ölbaum ein sehr hohes Alter

erreicht; die jetzt im „Garten Gethsemane“ gezeigten haben wohl ein solches, doch ist es nicht wahrscheinlich, daß sie die Zeugen des Gebetskampfes unseres Heilandes waren, da nach Josephus bei der Zerstörung Jerusalems unter Titus, 70 n. Chr., sämtliche Fruchtbäume in der Umgegend, bis auf eine Entfernung von ca. $2^1/_2$ Meilen, umgehauen worden sind.

Von gleichgroßer, wirtschaftlicher Bedeutung, wie die Olive, ist der Feigenbaum in Palästina. Er ist ein sehr genügsamer Baum und lohnt die geringe Pflege, die im Umpflügen oder -hacken des Bodens besteht, durch eine regelmäßige Ernte. Er findet sich in größeren Anlagen, besonders von Bethlehem an bis nâblus, sonst mehr einzelstehend. Man kennt über ein Dutzend verschiedene Sorten, die, abgesehen von den sogen. Frühfeigen, vom Juli bis in den Dezember ihre Früchte darbieten. Sie werden vielfach frisch genossen; ein großer Teil wird aber auch getrocknet und für den Winter aufbewahrt. Nicht uninteressant ist es wohl, daß den heutigen Fellachen der Aufenthalt nnter einem Feigenbaum als der Gesundheit, vor allem den Augen, schädlich gilt. Gewiß wird man den Wunsch des alten Israeliten „zu sitzen unter seinem Weinstock und Feigenbaum“ auch nicht wörtlich zu nehmen haben.

Das letzte Glied in dem oben genannten Dreigestirn ist die Rebe; ihr wendet der Fellach entschieden am meisten Pflege und Aufmerksamkeit zu. Ihre Pflanzungen liegen nicht immer an Berghängen; man trifft sie auch gar nicht selten auf ebenem Terrain, wo dann zwischen den Weinstöcken allerlei Fruchtbäume, wie Aprikosen, Mandeln, Feigen, Granatäpfel u. a. stehen. Der Boden wird nach dem ersten Regen mit Pflug oder Hacke bearbeitet und, wenn im Februar die Stöcke beschnitten sind, wird die Erde noch wiederholt aufgelockert. Nachdem die Blüte vorüber ist und die Entwicklung eingesetzt hat, wird noch einmal der Stock gereinigt. Jetzt heißt es, die ganze Pflanzung sorgfältig zu bewachen. In allen größeren Weingärten findet sich daher die auch im Alten Testament wiederholt erwähnte Hütte, aus Zweigen oder Steinen erbaut. Hierin wohnt der Fellach während der Sommermonate mit seiner Familie und seinem Vieh und bleibt darin solange, bis im Herbste alles abgeerntet ist. Es gilt scharf aufpassen; denn schon die sauren Trauben sind den Arabern ein beliebter Genuß: sie verwenden dieselben als Zutat zu Speisen oder bereiten davon Salat. Ebenso sind

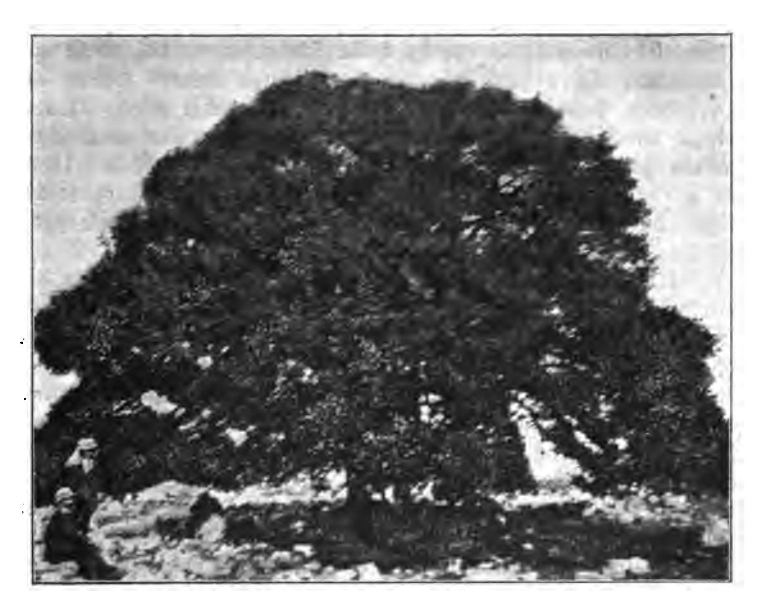
die Füchse gefürchtete Räuber. Man darf wohl sagen, was nicht bewacht wird, das wird einfach gestohlen. Vom Juli bis spät in den November währt die Ernte; die Trauben sowohl wie die einzelnen Beeren erreichen manchmal eine ungewöhnliche Größe; ein beträchtlicher Teil wird von den Fellachen zur Stadt auf den Markt gebracht. Im übrigen vergl. über die sonstige Verwertung Vortrag V.

Noch eine nicht geringe Zahl anderer Fruchtbäume wird heute in Palästina kultiviert. Im Bisherigen war schon genannt die Aprikose, die sich im eigentlichen Palästina allerdings nicht zu häufig findet; jedesfalls seltener als in Syrien, besonders bei Damaskus, wo ganze Felder von Aprikosenbäumen bedeckt sind. In Palästina kommt sie besonders in der Küstenebene vor, wo man ihr Bewässerung angedeihen lassen kann; aber auch hier und da im Binnenlande begegnet man ihr. Die Früchte werden zu Marmelade eingekocht oder auch zu Fladen gepreßt und getrocknet, und dienen dann zur Herstellung von Suppen oder Kompot.

Die Aprikose ist der biblischen Zeit unbekannt; ebenfalls der Orangen- und Zitronenbaum, wie der Bananen-, Birnen- und Pflaumenbaum. Vielleicht dürfen wir in diesem Zusammenhang auch noch den vor fünfzig bis sechzig Jahren eingeführten Feigenkaktus erwähnen. Da seine Früchte zu Salat verarbeitet werden, könnte er als Fruchtbaum angesehen werden. Hauptsächlich allerdings dient er wegen seiner unzähligen Stacheln zu Gartenhecken, wächst hier und da aber auch wild.

Unter den schon im Altertum bekannten Fruchtbäumen ist zunächst die Dattelpalme zu nennen. Sie hat im jüdischen Kultus eine Rolle gespielt (vgl. 3. Mos. 23, 40. Nehem. 8, 15. Joh. 12, 13). Die Bibel sowohl, wie Josephus und klassische Autoren rühmen die Palmen bei Jericho und am Toten Meer. Heute ist dies anders. Rühmenswertes läßt sich nur von den Dattelpalmen Gazas sagen; in Jericho sind sie fast verschwunden und, wo sie sich sonst finden, sind sie Zier-, nicht Frucht- oder gar Nutzbäume. Eine Zierde sind sie allerdings in hervorragendem Maße mit ihrem schlanken Stamm und den ständig sich leise im Winde schaukelnden Zweigen, vom vollen Sonnenlicht übergossen. Weiter sei der Granatapfelbaum hervorgehoben, schön durch seine Blüte, herrlich durch seine Frucht von wunderbar erquickender Säure; das Alte Testament nennt ihn mehr-

mals neben dem Feigenbaum (vgl. 4. Mos. 13, 23. 5. Mos. 8, 8). Die heutigen Fellachen haben ein Rätsel gebildet: „Was ist das: ein Trinkbecher, sein Inneres Perlen, sein Äußeres Kupfer?" — Die Lösung lautet: der Granatapfel. Wir erwähnen ferner den Pistazien- und Mandelbaum, Apfel- und Nußbaum, Maulbeerfeige und Johannisbrodbaum. Der letztere findet sich im alten Testament nicht; aber vielleicht ist dies nur Zufall. Das



Ein Johannisbrodbaum, südwestlich von Jerusalem.

Evangelium spricht einmal (vgl. Luk. 15, 16) von seinen Früchten. Der Johannisbrodbaum verdient nicht nur seiner Schoten wegen, aus denen sich die Armen einen Brei bereiten, Beachtung, sondern auch darum, weil er infolge seiner dichten, dunkelgrünen Belaubung der schattigste Baum Palästinas und zugleich einer der schönsten ist.

Endlich sei bemerkt, daß man gegenwärtig Rosenkultur in Palästina fast nicht kennt, und daß auch dem Alten Testament diese Königin der Blumen unbekannt war. Sie scheint erst in

spätjüdischer Zeit ins Land gekommen zu sein. In den Apokryphen und im Talmud wird ihr Name, sowie die Herstellung des Rosenöls überliefert. Das wâdi-l-ward bei Jerusalem zeigt noch durch seine Bezeichnung als „Rosental", daß hier einst Rosenkultur geblüht hat.

Gartengemüse, wie Blumenkohl, Porré, Zwiebeln, Pfeffer, Tomaten u. a. m. gedeihen, wo sich genügend Wasser findet, das ganze Jahr hindurch. Bei ihnen entschließt sich wohl auch der Fellach, gelegentlich Dünger in Anwendung zu bringen, und zwar Viehdünger. Nirgends habe ich gesehen, daß Blut geschlachteter Tiere zum Düngen von Gärten benutzt wäre; ein Verfahren, das im Talmud wiederholt angeführt wird. Neuerdings werden im Heiligen Lande von den Templern auch Kartoffeln gebaut. Einem Bericht der „Warte des Tempels" 1880 ist zu entnehmen, daß man in Sarôna am 16. März solche legte, die am 16. Mai reif waren. Ein Morgen lieferte zirka 24 Ztr.; beim Verkauf brachten 6 Pfd. 45 Pfg.

Wie überall in der Türkei, steht auch in Palästina die Viehzucht auf sehr niedriger Stufe und ist darum für den Landwirt nur von geringer Bedeutung. Nach amtlicher Angabe ist die Zahl der Schafe und Ziegen im Qaḍâ Jerusalem 90000; Kenner der Verhältnisse schätzen darnach die wirklich vorhandene Menge des Kleinviehes auf 100000 Stück. Bei der rund 2000 qkm betragenden Bodenfläche des Qaḍâ kämen auf einen qkm 50 Stück. Über den Bestand des Rindviehes fehlt eine amtliche Zahlenangabe. Es dient in der Wirtschaft des heutigen Fellachen nur als Helfer bei der Arbeit auf Acker und Tenne; für die Milchproduktion kommt es kaum in Betracht. Erst in letzter Zeit nimmt die Rindviehzucht durch die deutschen Kolonisten, die auf wirkliche Pflege und rationelle Fütterung achten, einen neuen Anlauf. Als Grund für den augenblicklichen Tiefstand der Viehzucht in Palästina wird hauptsächlich das für ein Winterregengebiet stets charakteristische Fehlen der Wiesen angegeben. Weide ist allerdings auf den sich während der Regenzeit bildenden Matten vorhanden; sie ist an manchen Stellen des Landes, wie z. B. in der Ebene el-ebṭêha sogar reichlich zu finden. Allein sobald die Regenlosigkeit einsetzt, ist es mit den Matten und ihrer Weide vorbei. Zunächst geben dann wohl noch die Stoppelfelder etwas Futter her; aber wenn auch dieses konsumiert ist, beginnt eine schlimme Zeit; in erster Linie für

das Rindvieh, während Schafe und Ziegen bei ihrer Genügsamkeit selbst dann immer noch eine, wenn auch kümmerliche Nahrung finden. Für diese Zeit des Futtermangels durch Heugewinnung vorzusorgen, ist fast unmöglich. Allerdings hat auch hier die Betriebsamkeit der deutschen Kolonisten Wandel zu schaffen unternommen, indem sie das Riedgras an den sumpfigen Stellen der Küstenebene als Heu zu verwerten suchen; von besonderer Güte ist dieses natürlich nicht.

Zu den Schwierigkeiten der Fütterung kommen hin und wieder eingeschleppte Viehseuchen, denen gegenüber das Verhalten der Regierung ein mehr als nachlässiges ist. Sie schickt nicht nur die Tierärzte erst, wenn das Übel schon einen bedeutenden Umfang angenommen hat, sondern sie trifft vor allem gar keine Maßregeln gegen weitere Verschleppung, so daß z. B. die letzte Viehseuche 1904/05 über zwei Jahre hindurch das ganze Land verheert hat. Es ist vorgekommen, daß Schlächter das Vieh aus verseuchten Gegenden für einen Spottpreis aufkauften und ungehindert damit über Land zogen. Man berichtet, daß damals auch die Kadaver gefallener Tiere zu Dutzenden um die Dörfer der Jesreelebene herum lagen und die Luft verpesteten. Die deutschen Kolonisten in Haifa haben sich in jener Zeit dadurch zu schützen versucht, daß sie ihr Vieh im Stall hielten und so gewissermaßen für sich eine Quarantäne herstellten.

Dieser Lage der Dinge entspricht natürlich die Milch- und Butterproduktion. Eßbutter gibt es nur in der Regenzeit, wenn das Vieh in reichlicher Weide steht. In dieser Zeit muß auch der Jahresbedarf an Kochbutter hergestellt werden. Durch Zusammenschmelzen von Butter, tierischen und Pflanzenfetten wird eine Masse erzeugt, welche bei Bereitung der Speisen verwandt wird, und an deren Geschmack man sich bald gewöhnt. Trotzdem sehr viel Milch für diese Kochbutterproduktion verbraucht wird, ist doch noch immer so reichlich davon vorhanden, daß sich Fellache wie Beduine an Süß- und Dickmilch laben können. Nach der Stadt wird von den Fellachen nur wenig verkauft; denn regelmäßige und pünktliche Lieferung ist für den bequemen, eingeborenen Landmann eine schwer zu leistende Aufgabe; auch verdirbt ihm die Milch zu leicht infolge der Hitze und der wenig sauberen Behandlung. Aber die Nachfrage wächst in einer Stadt, wie Jerusalem, von Jahr zu Jahr. Gegenwärtig liefern den Hauptbedarf das Syrische Waisenhaus, das Aussätzigen-

Asyl, das St. Annenkloster und einige jüdische Viehbesitzer in Jerusalem.

Wir haben Grund anzunehmen, daß es in biblischer und talmudischer Zeit mit der Vieh- und demgemäß auch mit der Milchwirtschaft besser gestanden hat. Auf die Zahlenangaben des Alten Testamentes bezüglich des Viehstandes Israels wollen wir wegen ihrer teilweisen Unsicherheit keinen Wert legen; aber es steht doch fest, daß Israel seiner Neigung zur Viehzucht, die es aus seinem Nomadendasein mitbrachte, auch in den Jahrhunderten seines Aufenthaltes im Lande Kanaan, treu geblieben ist. Mit welchem Erfolge, das beweist z. B. die wiederholte Erwähnung von Mastvieh; das beweisen Worte wie 1. Mos. 49, 12: „Judas Zähne sind weiß von Milch" und Hiob 29, 6: „Ich wate in Dickmilch". Es sind zwar beides Dichterworte, jenes aus sehr alter, dieses aus jüngerer Zeit, und zweifellos hyperbolisch. Aber selbst unter Anrechnung der poetischen Übertreibung zeugen sie doch für nichts weniger als eine geringe Milchproduktion. Die alte Zeit hat eben erfolgreicher, als die dekadente Gegenwart die Begünstigung, welche einzelne Gebietsteile der Viehzucht bieten, auszunutzen, und andrerseits die vorhandene Schwierigkeit des Klimas zu überwinden gewußt. Es ist eine naheliegende Vermutung, daß sie auf reichlichen Futtervorrat für die regenlose Zeit bedacht gewesen sein wird, und es ist eine aus dem Alten Testament wie dem Talmud zu beweisende Tatsache, daß sie Stallwirtschaft betrieb; einen eigentlichen Viehstall kennt der heutige Fellach überhaupt kaum (vgl. Vortrag II).

Ebenso ist wenig Erfreuliches über den Wald und seine wirtschaftliche Bedeutung im Lande der Bibel zu sagen. Wald war auch dort einst reichlich vorhanden, „wie denn durchweg die Länder des Mittelmeeres einst ein treffliches Waldgebiet gewesen sind und zum Teil in abgelegenen Gebirgsgegenden ihren alten Ruhm auch heute nicht verleugnen". Aber schon in der historischen Zeit des Altertums dürfte diesem Waldbestand in Palästina von den Menschen übel mitgespielt worden sein. Zwar wird es lange gedauert haben, bis es der verwüstenden Menschenhand gelungen ist, ihr Schandmal der schier unerschöpflichen Naturkraft aufzuprägen. Das alte Kanaan war jedenfalls waldreicher als das heutige. Aber dieses trägt das Schandmal in der Gegenwart unverkennbar. Was man heute

„Wald“ nennt, verdient kaum diesen Namen; es ist ein lichter, vereinzelte, kleine Gruppen bildender Bestand von Eichen, Terebinthen, wildem Johannisbrodbaum, Akazien, Tamarisken, Weiden und Pappeln; sie finden sich am Jordan; im nördlichen Westjordanland mehr als im südlichen, und jenseits des Flusses wieder noch häufiger als diesseits. Die Eichen von Gilead, welche das Alte Testament zu rühmen weiß, gibt es auch heute noch; nur darf man sie sich nicht unseren Waldriesen gleich



Eine Gruppe von Terebinthen, nordwestlich von Jerusalem.

vorstellen; sie haben etwa die Größe unserer Weiden. Mehr noch trifft man die sogen. Macchien; und sie sind eigentlich das die Physiognomie der Landschaft bestimmende Element: ein Gebüsch und Gestrüpp, bestehend aus dem strauchartig verkrüppelten Nachwuchs der oben angeführten Bäume. Diese Macchien und der „Wald“ gehen aber jetzt immer weiter zurück, wie aus dem Vergleich von älteren und neueren Schriften der Reisenden deutlich zu ersehen ist. Die Regierung tut nichts zum Schutze des noch Vorhandenen, geschweige daß sie neue Aufforstungen unternähme. Nur wo ein Baum oder eine

Gruppe solcher, alias „Wald“, den Bewohnern für heilig gilt, da ist ihre Vernichtung sicher ausgeschlossen. Im übrigen beseitigen Fellachen und Beduinen gleicherweise die Bäume, wo sie ihnen begehrenswert oder auch nur hinderlich erscheinen, und das von beiden hierfür angewandte Mittel besteht darin, den Stamm anzukohlen, von dem dabei noch ein beträchtlicher Teil verloren geht. Ziegen und Schafe fressen in Ermangelung anderer Weide die Triebe und Blätter des Buschwerks ab, und die Fellachenfrauen graben nach dessen Wurzeln, um sie in der Stadt als Feuerungsmaterial zu verkaufen. Kurz, neuer Waldwuchs kann gar nicht entstehen, da der alte mit der oben erwähnten geringen Einschränkung rettungslos einer unsinnigen Vernichtung preisgegeben ist.

Zum Schluß noch ein Wort über Jagd und Fischerei. Die letztere wird im Alten Testament nicht sehr häufig erwähnt, dagegen sprechen die Evangelien wiederholt vom Fischfang auf dem See Genezareth, der auch jetzt noch, im Vergleich zu dem Fischreichtum des Sees allerdings in mäßigem Umfang, betrieben wird. Ebenso ist in der Bibel nicht viel die Rede von der Jagd, die natürlich damals wie heute ausgeübt wurde: zur Vertilgung des Raubzeugs, wie um der Gewinnung des Wildprets willen. In letzterer Hinsicht bieten sich gegenwärtig der Fellachenflinte Hasen, Rebhühner und Gazellen, und da dieselben in der Stadt gern gekauft werden, verlegen sich manche mit besonderem Eifer aufs Waidwerk. Sie bedienen sich hierbei mannshoher, mit Gucklöchern versehener Schilde von der graubraunen Farbe des Erdbodens, von denen gedeckt, sie sich auf Schußweite an das Wild heranschleichen, um es dann mit Sicherheit zu erlegen. Beduinen und Fellachen jagen auch auf Eichhörnchen und Hyänen, die von ihnen gern gegessen werden. Das Wildschwein verschmähen sie meist als unrein; nur die ṛôr-Beduinen genießen auch dieses. Selbstverständlich kennt man keine staatlichen Fischerei- oder Jagdschutzgesetze.

V.

Das Geschäftsleben.

Nachdem wir im Vortrag IV der Ertragsfähigkeit des palästinischen Bodens für Acker- und Gartenkultur bereits ge-

dacht haben, sei hier zunächst darüber berichtet, was das Land an Mineralien herzugeben vermag. Es scheint nach neueren Untersuchungen, daß Palästina keineswegs arm ist an derartigen Bodenschätzen. Als in dieser Hinsicht besonders wichtig hat sich die Umgegend des Toten Meeres erwiesen, und sind die hier zu gewinnenden Produkte Schwefel, Asphalt und Asphaltkalke. Letztere kommen reichlich in nebi mûsa, an seinem nordwestlichen Ufer, aber auch an verschiedenen Stellen der judäischen Wüste vor, und sollen, nach einem deutschen Konsulatsbericht von 1902, ein erstklassiges Rohmaterial darstellen. Asphalt steigt bisweilen in größeren Stücken vom Meeresboden empor, von welcher Erscheinung schon Josephus berichtet, indem er sagt, daß Asphaltklumpen, an Gestalt und Größe Stierrümpfen gleichend, auf dem Wasser schwimmen. Dieses Mineral findet sich aber auch anstehend an mehreren Stellen des Ufers. Gleichfalls an diesem, und zwar vorzugsweise in der Nähe der Thermen, aber auch auf der lisân-Halbinsel begegnet Schwefel. In größerer Tiefe kann Petroleum gebohrt werden. Das Wasser des Toten Meeres lieferte schon im Altertum, wie heute noch, Kochsalz. Außerdem aber ist es ein vorzügliches Ausgangsmaterial zur Gewinnung von Chlorkalium und Chlormagnesium, hauptsächlich aber von Brom, als dem weitaus wertvollsten Produkte. Endlich gibt es hochprozentige Phosphate im Ostjordanland, in der Nähe von es-salt. Eine rationelle Ausbeutung aller dieser Naturschätze hat bisher nicht stattgefunden. Diesbezügliche Schritte, die von europäischen Handelskonsortien unternommen wurden, haben sich bisher immer, bei der Bemühung um eine Erlaubnis seitens der türkischen Regierung in Konstantinopel, unüberwindlichen Schwierigkeiten gegenübergesehen.

Bergbau, und zwar zur Gewinnung von Eisen, scheint man nach den Resten eines Bergwerks im Ostjordanland, am dschebel mir'âḍ, 1½ Stunden nördlich vom wâdi zerqa, zu schließen, im israelitischen Altertum betrieben zu haben. Vielleicht spielt der Dichter des Hiobbuches (vgl. 28, 1 ff.) auf diesen Bergbau an; vielleicht ist an ihn auch zu denken bei den Worten: „Du (Israel) ziehst in ein Land, dessen Steine Eisen sind" (vgl. 5. Mos. 8, 9). Ibrahim Pascha ließ die dortigen Schachte sofort wieder eröffnen und ausnutzen, aber seit seiner Vertreibung ruht der Betrieb; es sind bisher nicht einmal Schritte getan, die Rentabilität eines erneuten Abbaues zu prüfen.

In diesem Zusammenhang sei endlich auf die nicht geringe Zahl von heilkräftigen, warmen Quellen verwiesen. Die am Toten Meer wurden schon genannt (vgl. auch Vortrag I, S. 27). Ihre Benutzung ist, gegenwärtig wenigstens, mit großen Unbequemlichkeiten verbunden, da es eine Unterkunft dort nicht gibt. Weit günstiger steht es damit bei den Thermen, etwa 1/2 Stunde südlich von Tiberias, die von hier aus auf guter Fahrstraße ohne Mühe erreichbar sind, und wo der Genesungsuchende — und solche stellen sich besonders in den Monaten April und Mai nicht wenig ein — sogar mehrere Badehäuser findet. Die stärkste Quelle hat, ebenso wie eine der am Toten Meer gelegenen, eine Temperatur von ca. 60° C. Auch am nördlichen Ufer des unteren Jarmûk, in el-hamme, finden sich altberühmte Schwefelthermen mit zwei Bassins. Das Wasser des einen hat 30° C. Wärme und das des anderen, das gleichzeitig überdacht ist, soll bedeutend heißer sein. Besitzer ist der Sultan, der, wie es vor wenigen Jahren hieß, beabsichtige, hier ein modernes Bade- und Logierhaus errichten zu lassen. Da die Quellen jetzt leicht mit der Bahn zu erreichen sind und die Umgegend landschaftlich schön ist, so wäre es gewiß ein rentables Unternehmen.

Nächst den Bodenschätzen spielen bei der wirtschaftlichen Erschließung eines Landes die Verkehrsmittel eine wichtige Rolle. In dieser Beziehung wird es in Palästina, so darf man wohl gegenwärtig urteilen, von Jahr zu Jahr besser. Was zunächst die natürlichen und schon vom Altertum benutzten Verkehrswege betrifft, so ist ja — und zweifellos gilt das auch heute noch — der „Kulturwert der Küste recht gering". Haifa ist der einzige, wirklich brauchbare Hafen Palästinas und der andere Wasserweg, der Jordan, kommt, weil für die Schiffahrt unbrauchbar, hier überhaupt nicht in Betracht. Von den Karawanenstraßen, die wenigstens zum Teil noch in der Gegenwart benutzt werden, sei die von Damaskus nach el-'aqaba, am Rande der Wüste durch das Ostjordanland, führende erwähnt, die heute sogenannte Pilgerstraße. Außerdem die nach ihrer mittelalterlichen Bezeichnung als via maris bekannte, welche, ebenfalls von Damaskus kommend, den oberen Jordan überschreitet und durch Galiläa, bezw. die große Ebene, den Weg zum Meere sucht, um sich alsdann längs der Küste nach Ägypten zu wenden. Diese Straßen umgingen mehr das Land, und soweit die eine von

ihnen das nördliche Gebiet Palästinas kreuzte, brachte sie diesem doch nur einen geringfügigen Anteil am Zwischenhandel. Der südliche, judäische Teil war von der Teilnahme am großen Weltverkehr so gut wie ausgeschlossen. Von ihm sagt daher ein älteres geographisches Werk ganz richtig: „Seine Beziehung zur Küste wie zur via maris war und blieb gering.“ Heute ist das anders. Um mit dem letzten anzufangen: seit dem 26. September 1892 ist die Bahnlinie Jâfa—Jerusalem eröffnet; in jeder Richtung verkehrt täglich ein Zug und legt die Strecke von 87 km in ca. 3½ Stunden zurück. Abgesehen von der Eisenbahn, ist Jerusalem heute nach allen Windrichtungen hin mit Chausseen von recht gutem Zustande ausgestattet, die von Fuhrwerken, Reitern, Kameelkarawanen, hin und wieder auch von einem Radler belebt sind. Die Zeit der benzinduftenden Automobile wird auch hier nicht mehr fern sein. In den „Nachrichten für Handel und Industrie, zusammengestellt vom Reichsamt des Innern“, wird ihr Import bereits empfohlen. Die Straße von Jerusalem nach Bethlehem—Hebron wurde 1890 vollendet; kurze Zeit darauf die nach Jericho, wie die nach ‘ên kârim. Die nach Jericho erfährt zurzeit eine Verbesserung, indem man ½ Stunde unterhalb vom chân ḥadrûr, um den steilen Abstieg ins Jordantal zu vermeiden, eine Abzweigung über nebi mûsa zum Toten Meer herstellt. Hierbei sei noch erwähnt, daß eine Fortsetzung der Straße Jerusalem-Jericho über den Jordan nach es-salṭ schon von der Regierung genehmigt ist. Auf diese Weise würde Jerusalem, da man dann von hier nach es-salṭ in einem Tage gelangen kann, der hedschâz-Bahn und damit Damaskus bedeutend näher gebracht. Die Straße nach Jâfa, die man übrigens auch von ‘ên kârim aus erreichen kann, besteht schon seit längerer Zeit. Die jüngste unter diesen Verbindungen der Hauptstadt ist die nach nâblus, welche im Frühjahr 1904, allerdings noch nicht völlig vollendet, der Benutzung übergeben wurde. Dieser Verkehrsweg hat bereits lebenweckend gewirkt, indem mit Rücksicht auf ihn in dschifna, ‘ên sînja und anderswo umfangreiche Gärten angelegt worden sind. An diese Straße ist ebenfalls eine Zweigchaussee angebaut, nämlich von el-bîre nach Ramallah. Gegenwärtig verbindet auch eine Chaussee Jâfa mit nâblus. Eine Fahrstraße mit regelmäßigem Wagenverkehr verknüpft Haifa mit Akko, ebenso Haifa über Nazareth mit Tiberias.

Es ist seitens der Regierung fest beschlossen, wenn auch vorläufig noch nicht durchführbar gewesen, von Jerusalem eine Bahn über nâblus nach Haifa zu leiten. Dadurch würde das judäische Bergland mit der Eisenbahnstrecke Haifa—Damaskus verbunden, und damit Jerusalem noch auf einem zweiten Wege dieser „Perle des Orients" angenähert. Haifa—Damaskus ist jedenfalls der bedeutsamste Schienenstrang, über welchen Palästina zurzeit verfügt. Der Bau war von Haifa aus seitens einer englischen Gesellschaft 1883 in Angriff genommen, mußte aber schließlich infolge Geldmangels liegen bleiben. Vor wenigen Jahren, 1902, kaufte die Regierung den Engländern die bisherige Arbeit für 155000 engl. Pfund ab und förderte den Bau so, daß er streckenweis schon seit einem Jahr dem Verkehr übergeben ist. Die Bahn, auf der Haifas Zukunft ruht, läuft zunächst am Karmel entlang, biegt dann bei der altberühmten Opferstätte el-muḥraqa in die Jesreelebene ein, erreicht in el-ʻaffûle die Station für Nazareth und führt darauf bei bēsân in zahlreichen Kurven zum Jordan hinunter, den sie, eine Strecke aufwärts fahrend, bei der Brücke dschisr el-medschâmiʻ, wie bald darauf den Jarmûk auf neuerbautem Viadukt überschreitet. Alsdann berührt sie bei der Station samach das Südende des Tiberiassees. Hier ist am See ein Landungssteg hergerichtet, von dem aus man mit Boot Tiberias erreicht. Für den stillen See wird durch diese Verkehrserleichterung eine neue Zeit anbrechen. Die Bahn wendet sich indessen nach den heißen Quellen von el-ḥamme am Ausgang des Jarmûktales und ersteigt dann in vielen Windungen — zwölfmal überschreitet sie in dem engen Tal den Fluß — die Hochebene, um dann endlich in südöstlicher Richtung ihrer Endstation derʻa zuzueilen, bei welcher sie in den Lauf der ḥedschâz-Bahn einmündet; im ganzen legt sie einen Weg von 160 km zurück. Die ḥedschâz-Bahn verbindet ihrerseits Damaskus mit dem Roten Meer. Sie ist offiziell für den Pilgerverkehr nach Mekka gebaut, gleichzeitig aber auch für die Türkei von großer strategischer Bedeutung. Erwähnt sei hier noch, wenn auch über den Rahmen unserer Darstellung hinausgehend, die Bahn, welche seit wenigen Jahren von Damaskus über den Libanon nach Beirut führt. Sie, wie die heute von Damaskus nach Haifa gehende Bahn, haben der alten via maris den Garaus gemacht, oder, wenn dies im Augenblick noch nicht vollständig geschehen

ist, ihr doch eine todbringende Konkurrenz eröffnet. Der romantisch gerichtete Altertumsfreund mag dieses Aufkommen moderner Verkehrsmittel und den damit verknüpften Verfall altehrwürdiger Wege des Welthandels beklagen; es wäre aber ganz verkehrt, wenn der christliche Missionar in solche Klage mit einstimmen wollte. Wer einem Volke sittlich-religiöse Güter zu bringen unternimmt, der muß auch auf die wirtschaftliche Hebung dieses Volkes bedacht sein. Denn beides steht in engster Wechselwirkung miteinander.

Zu den Eisenbahnen gesellt sich das Telegraphennetz. Im Zusammenhang mit der ḥedschâz-Bahn verbindet heute der elektrische Funke Damaskus mit el-ʻaqaba am Roten Meer, natürlich auch Damaskus mit Haifa und Beirut; Jerusalem mit Jâfa usw. Telephonische Verbindungen gibt es noch nicht. Gegen diese bewahrt die türkische Regierung weiter ihre Abneigung. Allerdings sind geringe Zeichen eines Fortschrittes auch hier unverkennbar; seit einem Jahre ist der Import von Haustelephoneinrichtungen freigegeben!

Neben dem Telegraph besteht die Post. Über die türkische Post werden manche bösen Urteile gesprochen, zum Teil beruhen sie unleugbar auf Erfahrung. Solchen schlimmen Erlebnissen stehen aber auch gute gegenüber; daher ist sie vielleicht doch besser als ihr Ruf. Die zwar nur seltenen Male, wo ich die türkische Post in Anspruch genommen habe, hat sie sich als zuverlässig erwiesen, und diese meine Erfahrungen haben, wie ich bestimmt weiß, auch andere gemacht. — Während der Telegraph ausschließlich in Händen der türkischen Regierung ist, muß diese es — allerdings unter Protest ihrerseits — ertragen, daß andere Nationen in ihrem Reiche Postgeschäfte betreiben: Deutsche, Österreicher, Franzosen und Russen. Deutsche Postämter gibt es in der Türkei zu Konstantinopel, Smyrna und Beirut; speziell in Palästina in Jâfa und Jerusalem; das letztere seit dem 1. März 1900. In Konstantinopel hat die deutsche Reichspost die Genugtuung, den protestierenden „Beherrscher der Gläubigen" selbst zu ihren Zeitungsabonnenten zu zählen; andererseits aber lehnt die Regierung doch die Beförderung der fremden Posten mit der Bahn Jâfa—Jerusalem ab. Deshalb haben das deutsche und das französische Postamt in Jerusalem, auf gemeinsame Kosten, eine Postwagenverbindung, unter dem Schutz ihrer Kawassen, zwischen den beiden genannten Städten ein-

gerichtet. Die deutsche Post hat außerdem für den Paketverkehr nach Orten des Landes, wo sie kein amtliches Büro unterhält, Abmachungen mit zuverlässigen Spediteuren getroffen, die jenen Verkehr vermitteln, so daß sie auch nach Stationen, wie Gaza, Askalon, Asdod, Hebron, Bethlehem, Ramallah, nâblus, Nazareth, ja sogar nach es-salt Pakete zu befördern in der Lage ist.

Die wirtschaftliche Kraft Palästinas beruht auf den Erzeugnissen seines Bodens, in erster Linie also auf der Landwirtschaft im weitesten Sinne des Wortes. Wie steht es nun zunächst mit der Rentabilität des Ackerbaues? — Hier ist Licht und Schatten noch recht ungleich verteilt. Neben den Latifundienbesitzern der Jesreelebene finden wir die Kleinbauern; unter letzteren ist ein großer Unterschied zwischen einem, etwa aus der gesegneten Gegend von mês in Obergaliläa, und einem der armen Gebirgsdörfer nördlich von Jerusalem. Zwar stehen sie alle unter der furchtbaren Geißel des türkischen Steuersystems; aber während jene sich dem Übel gegenüber zu salvieren fähig sind, ist der letztgenannte, eben wegen seiner Mittellosigkeit, ihm rettungslos preisgegeben.

Die hier in Betracht kommende direkte Steuer ist der sogenannte „Zehnte“ von den Erträgen des Acker- und Gartenbaues, in Wirklichkeit werden ca. 12% erhoben. Diese Abgabe wird von der Regierung verpachtet. Zum Verpachtungstermin des Zehnten eines Dorfes, etwa aus der Umgegend Jerusalems, finden sich im städtischen Verwaltungsrate die Dorfschulzen, deren es gewöhnlich zwei bis fünf gibt, ein; dazu kommen irgend welche Leute, die zu bieten beabsichtigen. Sie alle müssen erst einen Vermögensausweis vorlegen, damit die Regierung Sicherheit über die ihr gebotene Steuersumme erhält. Nachdem dann die Leistungsfähigkeit des Dorfes festgestellt ist, werden zunächst die Dorfschulzen gefragt, ob sie diese Summe sogleich erlegen wollen. Wären sie immer untereinander einig, so würde es gar nicht schwer sein, gleich hier der Verhandlung ein Ende zu machen durch Zahlung der Summe, die nachher durch verständige Repartierung eingebracht werden könnte. Gewöhnlich aber sind sie nicht einig, denn Gemeinsinn kennen sie kaum. Inzwischen ist ein höheres Angebot gemacht, und auch jetzt noch steht den Dorfschulzen das erste Recht auf dieses höhere Angebot zu. Aber leider lassen sie es nicht selten verloren gehen. Dann wird eine Pachtsumme geboten und gezahlt, die

weit über die Steuerkraft der Gemeinde hinausgeht, und bei welcher der Pächter doch seinerseits auch noch verdienen will. Man kann sich leicht ausmalen, wohin dieses Besteuerungsverfahren führen muß. Der Europäer ahnt aber gar nichts von den vielen kleinen, großen Chikanen, welche mit der Praxis verbunden sind. — Die Erträge der Felder werden auf der Dorftenne abgeschätzt; hier müssen sie nach dem Ausdreschen so lange liegen bleiben, bis sich der Steuerpächter zum Abschätzen einstellt, was auf Bitte der Gemeinde meistens im August geschieht. Ein Geldgeschenk pflegt dieser Bitte Nachdruck zu verleihen. Der Pächter folgt ihr, beritten und von einem Diener, ebenfalls zu Pferde, begleitet. Während des Einschätzungsgeschäftes müssen beide, samt den Tieren, vom Dorf unterhalten werden. Manchmal aber läßt der Pächter absichtlich auf sich warten, und der Fellach muß — vielleicht weil ihn schon andere Verpflichtungen drücken — etwas von der Ernte nehmen, indem er es dem Vertrauensmann des Pächters vorweist. Jetzt kommt dieser selbst, und das Weggenommene wird weit höher in Anschlag gebracht, als es tatsächlich gewesen ist. So wird manchem nicht nur der offizielle Zehnte, sondern der Achte, der Sechste, ja die Hälfte fortgenommen. Der Fellach hat in solchem Falle das Recht zu klagen; dabei kommt aber nichts heraus, da erstens die Regierung ihre hochzahlenden Pächter unterstützt; und zweitens dieser Pächter nicht selten ein Regierungsbeamter ist; zwar nicht direkt — das ist gesetzlich verboten —, aber durch eine Zwischenperson. Es ist bei dieser Lage der Dinge begreiflich, daß Großgrundbesitzer und wohlsituierte Gemeinden in fruchtbaren Gegenden, wenn sie mit dem Steuerpächter — dem Zöllner und Sünder des Evangeliums — zu tun haben, sich diesen leichter gefügig machen können, als arme Gemeinden, und dann trotz seiner noch zu ihrem Vorteil gelangen; jene werden durch ihn nur immer tiefer in Schulden hineingetrieben: der freie Kleinbauer wird zum Frohnknecht des Steuerpächters. — Dieselbe Praxis der Besteuerung herrscht bezüglich des Gartenbaues, nur daß hier das Gesetz selbst noch allerlei Härten einschließt. Die Steuer wird nämlich nach der Zahl der Bäume erhoben, ohne Rücksicht darauf, ob sie schon tragfähig sind oder nicht; desgleichen wird die Größe des Wein- und Gemüselandes abgeschätzt, ohne nach dem wirklichen Ertrag des einzelnen Jahres zu fragen. Kein Wunder, daß ein Fellach, einmal in Zahlungs-

schwierigkeiten geraten, seine Ölbäume umhaut, und das Holz an einen Jerusalemer Tischler verkauft. Dadurch rettet er wenigstens etwas Geld für sich und entgeht dem Steuerpächter.

Von anderen Steuern, die auf den Fellachenschultern lasten, sei hier noch die Tiersteuer genannt: Schafe und Ziegen kosten pro Stück und Jahr 4½ Piaster (1 Piaster = 16—18 Pfennige), Bienen pro Stock und Jahr 6 Piaster. Die sonstigen Haustiere sind steuerfrei. Doch darf dabei der Wegsteuer nicht vergessen werden: für Lasttiere zahlt man pro Esel 1 Piaster, pro Kameel das Doppelte; für Lastwagen, pro Pferd 6 Piaster. Dazu kommt die Abgabe für Herstellung und Erhaltung der Chausseen, für jeden männlichen Kopf der benachbarten Dörfer 16 Piaster.

Trotz aller genannten Schwierigkeiten scheint es nach neueren Berichten mit der Bodenkultur im Heiligen Lande seit etwa ein bis zwei Dezennien allmählich vorwärts zu gehen; das Beispiel der ausländischen Kolonisten übt nach und nach seine Wirkung. So wird mitgeteilt, daß die bebaute Bodenfläche von Hebron bis Jerusalem beständig wachse. Selbst die Beduinen nehmen an diesem Aufschwung teil. Von den sieben Brunnen in Bersaba hat ein Schêch der Azâzime-Stämme fünf wieder herstellen und mit Schöpfanlagen versehen lassen. Da er das Werk ohne Genehmigung der Regierung ausführte, holte man ihn nach Gaza ins Gefängnis, aus welchem er aber, nach Zahlung von 6000 Frcs., bald entlassen wurde. Ein deutscher Konsulatsbericht, Haifa 1902, meldet von dem „fühlbaren wirtschaftlichen Aufschwung Galiläas“ und notiert als Ackerland von Haifa und den fünfzig Dörfern der Umgegend eine Fläche von 296 460 000 qm. Dieselbe ergab von den dort hauptsächlich gebauten Getreidearten 21 347 Tons, gegen Vorjahr 19 704 Tons; es heißt dann weiter: „Das ist im Vergleich zur Größe und Fruchtbarkeit immer noch viel zu wenig; aber man muß sich wundern, daß der einheimische Bauer bei seiner drückenden Lage überhaupt noch fähig ist, so viel zustande zu bringen“. — Jenseits des Jordan, in dem quellenreichen Gebiete von ma'ân, hat die Regierung selbst eine große Zahl neuer Ansiedlungen, vermutlich von Tscherkessen, genehmigt. Also aus Süd und Nord, West und Ost kommen die Anzeichen eines wirtschaftlichen Aufschwunges.

Freilich muß man sich, angesichts solcher Nachrichten, vor Optimismus hüten; denn es fehlt doch noch manches und wich-

tiges zu einer rationellen Wirtschaft. Ein großes Manko liegt in dem Menschenmaterial selbst, dem arabischen Fellachen. Zwar besitzt er eine vorbildliche Anspruchslosigkeit in der Lebensführung und dazu, infolge Gewöhnung, eine beneidenswerte Fähigkeit, die Schwierigkeiten des Klimas zu ertragen; aber was er nicht besitzt, und was ihm kaum anzuerziehen sein dürfte, ist die Ausdauer: er ist kein Arbeiter. Außerdem — das ist aber das kleinere Übel — betreibt er seine Landwirtschaft noch heute mit den primitivsten Mitteln, nach uralter Methode. Die Regierung müßte Ackerbauschulen und dergl. gründen, um hier von Grund aus Wandel zu schaffen. Im Vortrag IV, das Landleben, sind diese Dinge, soweit sie speziell den Ackerbau betreffen, schon behandelt worden. Hier noch einige weitere, sehr lehrreiche Beispiele.

Zunächst das der Ölproduktion. Nachdem die Oliven zehn bis vierzehn Tage, etwa auf dem Dache des Hauses, wie man sagt, zum Zwecke des Gährens, gelagert haben, kommen sie in die Ölpresse. Diese, die das Alte Testament noch nicht zu kennen scheint — es spricht nur von Ölkeltern — und erst der Talmud erwähnt, besteht aus einem wagerecht liegenden, runden Stein von gewaltiger Schwere. Er hat eine schalenförmige Vertiefung, in der sich, senkrecht stehend, ein breiter Mühlstein, von Menschen oder einem Zugtier in Gang gesetzt, bewegt. In diesem Gerät werden die Früchte zu Brei gemahlen, der in binsengeflochtenen Körben unter eine zweite, eigentliche Presse gebracht wird, von welcher aus dann das Öl in eine zementierte Zisterne, kleineren Volumens, läuft. Von hier aus kommt es nachher zur Verwendung. Daß bei dem ganzen Prozeß wenig von Sauberkeit, geschweige von irgend welchen hygienischen Rücksichten die Rede sein kann, ist natürlich. Dementsprechend ist auch das Resultat, „ein trübes Öl von üblem Geruch und ranzigem Geschmack". Ein Teil wird im Haushalt zum Essen und Brennen, ein weit größeres Quantum aber zur Seifenfabrikation benutzt. Hierbei finden die Preßrückstände als Feuerungsmaterial Verwertung. Nach dem deutschen Konsulatsbericht, Haifa 1903, wurden in diesem Jahre bei reichlicher Ernte im Haifaer Gebiet 800000 kg Öl gewonnen, die zur Hälfte zum Export kamen, besonders nach Amerika. Der Konsulatsbericht, Jâfa 1905, einem günstigen Jahre, meldet eine Ausfuhr von Olivenöl (einschließlich

der Ernte von nâblus) von 2700 Tons im Werte von 1755000 Frcs. Schon das Alte Testament weiß von Ölexport zu berichten, vorwiegend nach Tyrus (vgl. 1. Kön. 5, 25. Ez. 27, 17, 17. Esr. 3, 7), aber auch nach Ägypten (vgl. Hos. 12, 2). Das heute zur Ausfuhr gelangende Öl ist, wie seine Herstellung erwarten läßt, von geringer Qualität, keinesfalls feines Speiseöl. Letzteres wird zurzeit nur von deutschen Kolonisten in geringem Maße für den eigenen Bedarf hergestellt, während in Lydda eine größere Anlage für Ölpresserei im Bau begriffen ist. Das Land liefert, wie man sieht, an sich gutes und reichliches Material, aus dem aber, wegen einer technisch noch ganz rückständigen Ausbeutung, nicht annähernd das gewonnen wird, was wirklich möglich wäre.

Noch schlimmer steht es mit der Honigproduktion. Ob man im alten Israel schon Bienenzucht gekannt hat, läßt sich weder aus dem Alten Testament, noch aus Josephus mit Sicherheit ersehen; dagegen erwähnt sie der Talmud. Heute trifft man wohl hin und her in den Dörfern Bienenstände von primitivster Art: als Stock dienen längliche Tonkruken, die vorn ein Flugloch von ca. 2 cm Größe und hinten einen mit Lehm verschlossenen Deckel haben. Bei der jährlich einmaligen Entnahme des Honigs werden die Waben und nicht selten auch die Völker zerstört. Der Ertrag ist ein minimaler. Nach einer mir zu Gebote stehenden Angabe liefert ein Stock etwa 5 kg Honig und 1 kg Wachs; was davon zum Verkauf kommt, ist unbedeutend; qualitativ wird es von einzelnen geschätzt. Was aber in der Bienenwirtschaft geleistet werden kann, dafür ist von seiten der fremden Kolonisten ein Beleg gebracht, den wir um des Kontrastes willen schon an dieser Stelle behandeln wollen. Im Jahre 1849 wanderte eine Schweizer Familie namens Baldensperger ein und siedelte sich in ʻartâs, 11 km südlich von Jerusalem, an. Der Vater der Familie erwarb von Eingeborenen einige Stöcke, mit denen er selbst zunächst noch wenig Erfolg erzielte. Seine fünf Söhne setzten die Sache fort, brauchten aber auch noch eine Reihe von Jahren, ehe sie etwas erreichten. Da entschlossen sie sich 1883, die Bienen von einem Orte zum andern zu bringen; zuerst nach Ramle, wo ihre Völker die Aprikosen- und Mandelblüte im Februar ausbeuteten. Von dort ging es nach Jâfa zur Orangenblüte, und zwar trugen Frauen die Bienen, jede einen Stock auf ihrem Kopfe,

den ganzen Weg von 20 km. Auf diese Weise erzielte man im April eine Ernte von Orangenblütenhonig, das war die zweite im Jahre. An einem dritten Ort wurde eine solche von Kaktus- und Akazienblüten, an einem vierten eine von Bananen und wildem Thymian eingeheimst. Im folgenden Jahre war das Resultat noch besser, da man allein in Jâfa in einem Monat von fünfzig Stöcken 6000 Pfd. Honig gewann. Natürlich waren dabei und sind auch jetzt noch mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden. Die erste derselben bereitete die Regierung, indem sie, auf diese Erwerbsquelle aufmerksam geworden, dieselbe natürlich besteuerte; zuerst geringer, dann höher. Eine weitere Abgabe fordern die Schêchs der jedesmal benachbarten Dörfer, sonst werden die Bienen gestohlen; um diesem vorzubeugen, muß etwa $^1/_{10}$ der Ernte verschenkt werden. Endlich ist gegen natürliche Feinde der Biene anzukämpfen, wie Hornissen, Sperlinge und Schwalben, Dachse, Ratten und gewisse Arten von Eidechsen. Um alle diese Hemmnisse glücklich zu überwinden, ist eben die Geduld und Ausdauer eines deutschen Kolonisten die unerläßliche Bedingung. Einem amerikanischen Konsulatsberichte, Jerusalem 1900, zufolge liefert ein Stock im Jahr durchschnittlich einen Zentner Ertrag; der palästinische Honig ist sehr gewürzig und findet vorzugsweise Absatz nach der Schweiz, Deutschland und Großbritannien.

Palästina ist aber nicht nur ein Land des Honigs; es gehört auch zu den bedeutendsten Weinländern der Erde. Schon das alte Israel hat Wein gebaut. Sein nationalökonomisches Ideal war ja, „daß ein jeder sitze unter seinem Weinstock und Feigenbaum". Der weinverschmähende Islam hat diese Kultur zunächst wohl stark eingeschränkt, indessen heute baut der Fellach wieder Wein. Er bringt die reifen Trauben auf den Markt, die auch von Moslems genossen werden, oder verarbeitet seine Ernte zu Rosinen oder Traubenhonig, wovon er gewisse Quanten auch wohl exportiert. Was wieder auf diesem Gebiete geleistet werden kann, werden wir später sehen (vgl. übrigens Vortrag IV).

Neben der Landwirtschaft spielt in Palästina die Industrie eine untergeordnete Rolle von fast nur lokaler Bedeutung. Ja, vielleicht darf man das Wort „Industrie" hinsichtlich des folgenden garnicht gebrauchen.

Über Bergbau war schon eingangs die Rede. Neben ihm

steht die Seidenzucht, die neuerdings auf palästinischem Boden wieder aufgenommen wird, nämlich in der Jesreelebene und in einigen Judenkolonien Galiläas. Hier ist eben erst ein, wie ich von glaubwürdiger Seite erfahre, glücklicher Anfang gemacht.

Was nun die industrielle Betätigung der eigentlichen Eingeborenen betrifft, so dürfte kaum ein Fortschritt gegenüber dem Altertum zu verzeichnen sein; im Gegenteil, wir beobachten hier und da wohl sogar einen Rückschritt. Zwar nicht in dem Sinne, als wäre der Betrieb im alten Israel quantitativ großartiger gewesen — Fabriken, wie bei den Babyloniern, hat man im palästinischen Altertum nie gekannt; aber es fehlt heute manche Fertigkeit, über welche jene Zeit verfügte.

Indem wir uns in diesem Abschnitt nur an das Wesentliche halten — nicht etwa sämtliche Berufsarten aufzählen — beginnen wir mit der Weberei und Töpferei. Beide werden, wie in alter Zeit, so heute noch überall auf dem Lande von den Frauen ausgeübt (vgl. Vortrag II und III). Die letztere findet man wohl in allen Städten handwerksmäßig betrieben; aber als Hauptort für beide darf mit gutem Rechte Gaza gelten. Hier werden auf vierzig bis fünfzig Webstühlen die landesüblichen ʻAbâjen aus Schafwolle, wie auch Zeltteppiche und Säcke hergestellt. Ebensoviel Färber besorgen das Färben der Stoffe. Fast in gleichem Umfange besteht in Gaza die Töpferei, wozu die Ebene den Ton besonders reichlich liefert; man verfertigt Wasserkrüge in allen Größen und Hohlziegel für Kuppelkonstruktionen. Die Arbeitsweise ist noch ganz die des Altertums, mit Hilfe der Drehscheibe; nur daß die heutigen Töpfer sich nicht mehr auf das Glasieren der einzelnen Stücke verstehen. In Gaza bringt man die Gefäße noch naß in den Brennofen und läßt die Hitze nur langsam ansteigen; dann wird der Abzug des Rauches — man heizt mit feuchtem Stroh und Mist — verschlossen, so daß der Ton durch und durch schwarz wird. Zum Teil werden diese geschwärzten Gefäße noch mit phantastischen Linien in roter Farbe verziert. Die Käufer geben ihnen, der vermeintlichen größeren Haltbarkeit wegen, vor den aus rötlichem Ton gefertigten den Vorzug. Nach Fertigstellung werden sie — etwa je fünfzig — in ein großes Netz verpackt, immer zwei solcher Netze werden auf ein Kameel geladen, und mit ihnen zieht der Detailhändler durchs Land.

Wie Gaza darf Hebron als „Industrieort“ bezeichnet werden. Hier, und zwar ausschließlich hier, brennt man, allerdings nur in den Wintermonaten, Glaswaren. Es sind mehr Schmuck- als Gebrauchsartikel; in erster Linie bunte Finger- und Armringe, ferner Teller, sowie allerlei kleine Krüge und Flaschen. Auch hier liegt insofern ein Rückgang vor, als man das Rohmaterial nicht mehr selbst bereitet, sondern als solches die Glasscherben verarbeitet, die von überall her zusammengebracht werden. Nachdem sie geschmolzen, wird ihre erkaltete Masse in Stücke geschlagen und in den eigentlichen Schmelzofen, einen eisernen Kessel, gebracht. Aus diesem wird das flüssige Glas mit langen, eisernen Stangen entnommen und dann die verschiedenen Artikel, wieder durch verschiedene Werkzeuge, hergestellt. — Mehr dem praktischen Leben gilt die Erzeugung von Wasser- und Ölschläuchen, für die Hebron ebenfalls der Hauptort ist. Man benutzt hierzu Ziegenfelle, die mit Eichenlohe gefüllt und zwei bis drei Monate der Sonne ausgesetzt werden. Zum Schluß gibt man ihnen mit einer teerartigen Flüssigkeit einen Anstrich, was die charakteristische schwarze Färbung hervorruft. Es ist ein wenig sauberes, mühsames und langwieriges Geschäft; und trotzdem stellt



Wasserträger.

sich schließlich der Preis eines solchen Schlauches auf höchstens 30 Piaster. Unser Bild zeigt einen Wasserträger mit zwei gefüllten Schläuchen auf dem Rücken.

In einzelnen judäischen Dörfern wird ein anderer wichtiger Gebrauchsartikel gefertigt, die Strohmatten zum Belegen der steinernen Fußböden. Sie werden aus Binsen geflochten, welche die Bewohner von Bethanien und abu dîs aus dem Jordantal, die von Lydda und jehûdie aus dem ʻaudsche-Flusse oder den benachbarten Sümpfen entnehmen. In früher Morgenstunde schon kommen sie, die fertigen Waren auf dem Kopfe tragend, nach Jerusalem auf den Markt.

In verschiedenen Städten, wie Gaza, Lydda, Jâfa, Haifa, Jerusalem, nâblus finden sich Seifensiedereien. Ein deutscher Konsulatsbericht, Jâfa 1906, bezeichnet die Seifenfabrikation der Eingeborenen als die „Hauptindustrie des Bezirkes". Auch sie ist nur während der Wintermonate im Gange. Das Rohmaterial ist Olivenöl, ferner Kalk, den die Gebirgsfellachen, und Kaliasche, welche die Beduinen der Jordanebene durch Verbrennen der Kaligebüsche liefern. Als Feuerung dienen die Olivenkerne. Bei dem primitiven Herstellungsmodus ergibt sich nur eine recht gewöhnliche Seife, die übrigens stark nach Ägypten exportiert wird. Auch in dieser Branche liefert ausschließlich ein deutscher Kolonist in Haifa feine Ware, die sehr beliebte, sogen. Karmelseife.

Hier und dort im Lande wird von den Fellachen noch das Kalk- und Kohlenbrennen betrieben, Gewerbe, die gar keine Kosten verursachen, da die Natur das gesamte erforderliche Material ausgiebig darbietet. Zum Kalkbrennen vereinigen sich mehrere Fellachen und suchen zunächst auf dem Gebirge irgendwo alle Dornsträucher in mächtigen Haufen zusammen. Dann bauen sie, halb in, halb über der Erde, einen 6 m hohen, runden Ofen, mit einem Feuerloch im Westen. Dieser Ofen wird ganz mit Kalksteinen gefüllt, darauf die Dornsträucher hineingeschoben und nun damit zehn Tage hindurch geheizt. Eines Tages zerspringt oben auf der Spitze des Ofens der Schlußstein und die Arbeit ist getan. Der Preis des Kalkes schwankt; durchschnittlich dürfte der Zentner 1 Mk. kosten. Das Kohlenbrennen ist etwas rentabler. Da in den Städten fast nur mit Holzkohlen gekocht wird, so sind sie ein begehrter Artikel. Im Sommer stellt sich der Preis eines Zentners

durchschnittlich auf 1 ½ Mark, im Winter auf 2 Mark und mehr.

Zum Schluß sei hier der sogen. „Fremdenindustrie“ gedacht, wie sie in Jerusalem und Bethlehem herrscht. Dabei soll an dieser Stelle nicht von den europäischen Hotels die Rede sein, sondern nur von der Fremdenindustrie, soweit daran Eingeborene beteiligt sind. In Jerusalem gehören dazu die Reittiervermieter, die Mukâris; dann die Droschkenkutscher, zum größten Teil Juden, endlich die Fremdenführer oder Dragomans. Neben allen diesen sind nun aber hier, und auch in Bethlehem, die vielen fleißigen Hände zu nennen, welche für die europäischen und amerikanischen Touristen die bekannten Palästinaerinnerungen herstellen: Olivenholz- und Perlmutterarbeiten. Für die letzteren wird das Rohmaterial vom Roten Meer und Indischen Ozean herbeigeschafft, kommt aber auch neuerdings schon in vorgearbeiteter Gestalt aus Österreich oder Amerika. Dosen, Kreuze, Medaillons mit biblischen Darstellungen, Rosenkränze u. a. werden daraus gearbeitet.

Schon seit einigen Jahren gehen einzelne Leute aus Bethlehem mit solchen Waren ins Ausland, besonders nach Amerika. Dieser und jener von ihnen ist wohl auch mit einem erklecklichen Gewinn aus dem Verkauf seiner Sachen heimgekehrt, und wird daher die Neigung auszuwandern von Jahr zu Jahr größer; nicht nur Bethlehemiten, auch Haifaner und Galiläer verlassen die Heimat und richten ihre Schritte gewöhnlich in das Land „der unbegrenzten Möglichkeiten“. Da die Regierung dies auf jede Weise zu verhindern sucht, so werden, um fortzukommen, allerlei Listen angewendet.

Dieser heutigen Bewegung steht seit Dezennien eine andere, die der Einwanderung, gegenüber. Sie erstreckt sich, wenigstens vorwiegend, auf das südliche Palästina.

Das Bombardement von Akko im Herbst 1840 seitens der vereinigten Flotten Englands, Österreichs und der Türkei und die Vertreibung der Ägypter aus Palästina hat für dieses Land eine neue Zeit heraufgeführt (vgl. noch Vortrag VII).

Die wichtigsten Daten aus dieser Einwanderung in der Neuzeit sind für uns folgende:

Im Jahre 1846, am 30. Oktober, kamen die ersten Chrischona-Brüder, von Spittler aus Basel, dem Begründer des Kollegiums von St. Chrischona, gesandt: Schick, der nachmalige

Dr. und Baurat, und Palmer, zwei deutsche Handwerker, die im „Brüderhaus“ zu Jerusalem junge Eingeborene in ihrem Beruf unterweisen und dabei zugleich religiösen Einfluß auf dieselben ausüben sollten. Es folgten bis 1848 weiter ein Prediger Müller und der schon erwähnte Baldensperger. Das Unternehmen blieb ohne rechten Erfolg. Die vier Genannten traten aus, andere Hausgenossen wieder ein. Am 8. Oktober 1854 kam der bisherige Hausvater von St. Chrischona, Schneller, und übernahm die Leitung des „Brüderhauses“. Unter ihm entwickelte sich dieses zu der allbekannten Anstalt des Schnellerschen Syrischen Waisenhauses, das als solches, nach den Christenmassakres im Libanon 1860, am 11. November desselben Jahres gegründet wurde. Seine Zöglinge werden, natürlich neben der geistlichen Beeinflussung, in Ackerbau und verschiedenen Handwerksarten unterrichtet. Von hieraus wurde 1889 eine Zweiganstalt, die Ackerbaukolonie bîr sâlem, südwestlich von Ramle, 585 ha, ins Leben gerufen.

Eine zweite ebenfalls von Süddeutschland und zwar von Württemberg ausgegangene Kolonisationsbewegung ist die „der Jerusalemsfreunde“ oder „des Tempels“, deren Stifter Christoph Hoffmann ist. Ihm zur Seite standen u. a. Hardegg und Lubeck. Sie fanden die leitenden Ideen für den religiösen und sozialen Ausbau der christlichen Gemeinde in den Prophetenschriften des Alten Testamentes. Darnach meinten sie, zunächst im „Lande der Verheißungen“ eine Idealgemeinde aufbauen zu müssen, von welcher alsdann die Gesamtgemeinde Jesu Christi neue Anregung empfangen sollte. Im Jahre 1868 kamen Hoffmann und Hardegg mit ihren Anhängern nach Palästina und gründeten hier in kurzer Zeit eine Reihe von Kolonien, die erste in Haifa, bald darauf eine zweite in Jâfa auf dem Grund und Boden der verkrachten Ansiedlung des Amerikaners G. J. Adams, des Stifters von „The Church of the Messiah“. Templerkolonien gibt es heute in Haifa, in Jâfa und Umgegend (Sarôna und Wilhelma) und in Jerusalem mit im ganzen 1500 Seelen. Sie treiben Acker-, Wein- und Orangenbau; in Jerusalem Handel und Gewerbe. Das vielen Reisenden rühmlich bekannte Lloyd-Hotel daselbst ist in den Händen einer Templerfamilie.

Eine numerisch um vieles bedeutendere Einwanderung stellen weiter die Judenkolonien dar, deren Zahl seit dem

Jahre 1870 in ständigem Wachsen begriffen ist. Es gibt nach den neuesten Nachrichten 25 solcher Kolonien, in Judäa, Samaria, Galiläa und im Ostjordanland, mit nahezu 5000 Einwohnern und einem Flächenraum von 28508 ha. Einige unter ihnen sind von den Rothschilds begründet, bezw. unterstützt, jetzt aber der Jewish Colonisation Association in Verwaltung übergeben worden, z. B. rischōn le-ṣijjôn bei Jâfa; mazkeret bitjâ, auch Ekron genannt, südwestlich von Ramle; zikrōn ja ʻaqôb, ursprünglich zammarîn, bei Haifa; jesūd hammaʻalâ (vgl. Esr. 7, 9) bei Safed, eben dort rōsch pinnâ, zwischen Safed und dem Jordan; qarife an der Bahn Haifa-Damaskus im Ostjordanland. Andere, wie miqwē-jisrāêl bei Jâfa gehören der Alliance israélite universelle. Noch seien genannt gedērâ, eine Stunde in südwestlicher Richtung von Ekron entfernt; petach tiqwâ, ursprünglich mulebbis, an der Straße von Jâfa nach Nâblus; mischmar hajjardên in der Nähe des ḥûle-Sees. Diese Kolonien sind auf Ackerbautätigkeit eingerichtet und streben dahin, ihre Angehörigen nach und nach auf eigene Füße zu stellen und ihnen zu einer möglichst günstigen Verwertung der landwirtschaftlichen Produkte zu verhelfen. Ob dieses Experiment in vollem Umfange glücken wird, darüber läßt sich heute noch kein abschließendes Urteil fällen. In einem Berichte des Kaiserlich deutschen Vizekonsulats von Haifa 1904 heißt es zwar, daß der bedeutende Aufschwung Galiläas zum Teil auf der fortgesetzten günstigen Weiterentwicklung der jüdischen Kolonien beruhe. Es wird dann als hervorragendste zikrōn jaʻaqôb mit 1200 Einwohnern genannt und sein Weinbau gerühmt. Die Kelterei geschieht mit Dampfbetrieb, die mittlere Jahresproduktion sind 6000 hl. Nun ist aber gerade die Weinerzeugung in Palästina, wie sich gezeigt hat, infolge der Überproduktion — es werden nach zwei mir vorliegenden Nachrichten von 1902 und 1906 jährlich nur 15—20 % vornehmlich nach Deutschland ohne Verlust exportiert — eine recht bedenkliche Sache. In rischōn le-ṣijjôn, das mit einer Dampfmaschine von 200 Pferdekräften arbeitet und jährlich 50000 hl produziert, beginnt man darum schon die Weingärten in Orangerien und Mandelkulturen umzuwandeln, in der Hoffnung auf günstigere Resultate. In rōsch pinnâ, der wichtigsten Kolonie Obergaliläas, hat man sich auf Seidenspinnerei und -weberei mit Dampfkraft verlegt. In mischmar hajjardên baut man

jetzt hauptsächlich wohlriechende Sträucher für Essenzen. Zu jener unglücklichen Spekulation in Wein kommen andere Schwierigkeiten; so liegen z. B. einzelne Kolonien in klimatisch ungünstiger Gegend. Ferner eignen sich viele der Ansiedler gar nicht für landwirtschaftliche Tätigkeit. Das Palästina-Komitee der Association sucht zwar mit allen Mitteln, unter anderem durch Einführung von Ackergeräten modernsten Systems tüchtige Feldarbeiter heranzuziehen, aber der Erfolg fehlt vorläufig noch. In der körperlichen Ausdauer gegen das heiße Klima vermag der jüdische Kolonist es den arabischen Fellachen nicht annähernd gleich zu tun, so daß man schon jenseits des Jordan dem letzteren die Bestellung der Felder ausschließlich überläßt. Die Schulen in den Kolonien trugen früher vorwiegend französischen Charakter. Jetzt ist dieser hinter zionistischen Neigungen zurückgetreten. Es ist der deutsche Zionismus, der mit enormem Eifer an der wirtschaftlichen Erschließung Palästinas arbeitet; und jedenfalls ist es ihm bisher gelungen, die jüdische Kolonisation zu einem Faktor im Geschäftsleben des Landes zu machen, an welchem kein Reisender mehr achtlos vorübergehen darf. Übrigens orientiert die im Jüdischen Verlag zu Berlin erscheinende Monatsschrift „Altneuland“ über die gesamte Arbeit dieser kolonisatorischen Unternehmung, deren Zukunft jeder Palästinafreund mit Spannung entgegensehen wird.

Von den jüdischen Kolonien muß man den Strom jüdischer Einwanderer unterscheiden, welche namentlich im letzten Jahre, infolge der Unruhen in Rußland, ihre Schritte in das Land ihrer Väter gelenkt haben. Mit jedem russischen Schiff kamen in Jâfa achtzig bis hundert Personen an; aber auch Dampfer anderer Nationen brachten Juden der verschiedensten Gesellschaftsklassen. Im zweiten Quartal 1906 sind schätzungsweise tausend bis zwölfhundert Personen gelandet. Die Regierung hat sich infolgedessen zu Gegenmaßregeln entschlossen, und den Neuangekommenen nur einen dreimonatlichen Aufenthalt gestattet. Wenn nun auch die Aufenthaltserlaubnis in vielen Fällen auf unbestimmte Zeit prolongiert wird, so bleiben doch alle Neueingewanderten grundsätzlich von jeglichem Erwerb eines Acker- oder Gartengrundstückes ausgeschlossen. Nur die schon 20 Jahre im Lande Ansässigen können Baugrund erwerben. Zum Ankauf von Acker- oder Gartenland bedürfen sie in jedem Einzelfalle der Erlaubnis von Konstantinopel.

Außer den genannten Einwanderungen haben sich im Laufe der Jahre Privatleute aus aller Herren Ländern in Palästina niedergelassen. Wir finden deutsche Kaufleute und Ärzte, Farmer und Handwerker von Bersaba bis Safed hinauf. Dieser Zuzug aus den Kulturländern hat notwendig einen materiellen Fortschritt für Palästina im Gefolge gehabt. Manches darum, was man heute aus der Zeit vor fünfzig bis sechzig Jahren liest, erscheint schier unglaublich; z. B. daß der erste Lastwagen in Jerusalem beim Bau des österreichischen Hospizes im Jahre 1858 verwendet ist und erst im Jahre 1870, durch deutsche Kolonisten, Wagen zur Personenbeförderung eingeführt wurden; ferner, daß zum Bau der englischen Christuskirche in der Heiligen Stadt 1849 Steinmetzen aus Malta und Zimmerleute aus England geholt werden mußten. Heutzutage gibt es unter den Eingeborenen Handwerker genug, dank dem Einfluß, welchen mittlerweile die Schnellersche Anstalt, das London Jews' Society's House of Industry und die Werkstätten der Alliance israélite universelle zu Jerusalem geübt haben. Des weiteren ist der Geldverkehr, welcher noch bis vor kurzem, besonders auch unseren Landsleuten, enorme Schwierigkeiten bereitete, durch die Deutsche Palästinabank in Berlin erleichtert, die gegenwärtig, außer in Jerusalem, in Jâfa und Haifa Zweigniederlassungen hat.

Einen bemerkenswerten Aufschwung hat der postalische Betrieb, im engsten Zusammenhange natürlich mit dem Schiffsverkehr, genommen. Vor fünfzig Jahren lief ein Triester Dampfer monatlich einmal Beirut an; von dort mußte man mit Segler nach Haifa oder Jâfa. Heute kommen wöchentlich drei, vier, auch fünf Schiffe nach Jâfa und Haifa und bringen vielfach auch Europapost mit. Vor fünf Dezennien gestaltete sich der Postbetrieb folgendermaßen: jeder Brief, beispielsweise von Jerusalem nach Europa, mußte der wöchentlich einmal nach Beirut abgehenden türkischen Post anvertraut und an eine Mittelsperson daselbst adressiert werden. Diese übergab den Brief dann der österreichischen Post zur Weiterbeförderung. So ging es auch mit den Briefen, die von Europa kamen. Da lief dann ein Mann, der weder lesen noch schreiben konnte, mit Briefen, in ein Sacktuch gebunden, in Jerusalem hin und her. Wer einen Brief erwartete, stellte diesen Mann, suchte sich seinen Brief heraus und zahlte die darauf haftende Taxe. Dieser kaiserlich-türkische Briefträger hatte den Auftrag, so lange

herumzugehen, bis sein Briefsack leer war. Das war die sogen. „gute, alte Zeit“. Ihr haben die europäischen Kulturstaaten ein Ende gemacht. Während man früher 1/4 Jahr auf eine Antwort aus Europa warten mußte, kann man sie heute während des Sommers in sechzehn bis achtzehn Tagen, im Winter doch spätestens innerhalb eines Monats haben.

Auch der Reiseverkehr im Lande wird seit 1871, wo Karl Stangen die erste Landreise durch Palästina machte, von Jahr zu Jahr bequemer und vielseitiger. Unter den Reisebüros, die gegenwärtig den Fremdenverkehr in Palästina vermitteln, tut sich zurzeit durch seine Betriebsamkeit besonders das der Hamburg-Amerikalinie, vormals K. Stangen, hervor. Es hat in nâblus und dschenîn eigene Hotels gegründet und dadurch die interessante Landreise von Jerusalem nach Tiberias, die noch bis unlängst dem Touristen so gut wie verschlossen war, ermöglicht.

Natürlich bleiben auch heute der Schwierigkeiten und Hindernisse für Handel und Wandel gar manche. Zu ihnen gehört besonders die Quarantäne. Sie hemmt nicht nur in der Hochsaison den Fremdenverkehr und entzieht dadurch den europäischen Hoteliers und ihren Geschäftsgenossen den Verdienst, sie unterbindet auch den ganzen Handelsaustausch, zunächst mit Ägypten, und weiter mit der übrigen Welt. Dazu tritt als ein die Industrie erschwerendes Moment die Armut des Landes an jeglicher Art von Nutzholz; dieses wird in vollem Umfange des Bedarfes eingeführt und zwar aus Rußland, Österreich und Griechenland. So importiert Jâfa zur Herstellung von Orangenkisten jährlich etwa 400 cbm Holz. Unliebsam ist weiter der Mangel an Leuchtstoff. Als solcher kommt vorwiegend das Petroleum in Betracht, das aus Rußland bezogen werden muß.

Trotz alledem ist der deutsche Kolonist, der den Leser am meisten interessieren dürfte, bemüht, Fuß zu fassen, und wollen wir im folgenden noch durch einige statistische Angaben zu zeigen versuchen, in wie weit ihm dieses gelingt. Bezüglich solcher Angaben über Palästina muß zuvor bemerkt werden, daß dieselben erstens sehr selten sind, so daß auch Nachrichten älteren Datums immer noch Beachtung verdienen, weil sie doch wenigstens einen Anhalt gewähren. Zweitens aber wird darüber geklagt, daß die Angaben so sehr verschieden lauten.

Nach dem deutschen Konsulatsbericht, Jâfa 1902, sollen die Berechnungen des Jâfaer Exportes in diesem Jahr zwischen 4 und $9^1/_8$ Millionen Frcs. schwanken. Es dürfen darum alle statistischen Angaben nur immer als schätzungsweise gemacht angesehen werden.

„Über industrielle Betriebe in deutschen Händen in Südpalästina gibt ein Bericht des Kaiserlichen Vizekonsulats, Jâfa 1906, folgenden Aufschluß: „Unsere Landsleute haben sich in Palästina frühzeitig der industriellen Tätigkeit zugewandt und darin hier den ersten Platz gewonnen. Sie begannen zunächst mit mechanisch betriebener Müllerei. Gegenwärtig arbeiten im Bezirk des Vizekonsulats Jâfa nur deutsche Dampfmühlen, im ganzen, einschließlich der jüngst in Bersaba erbauten, mit deutschem Petroleummotor betriebenen, neun an der Zahl. Dazu kommt eine mechanische Werkstatt und Eisengießerei, die sich soweit entwickelt hat, daß sie zurzeit vierzig Arbeiter beschäftigt. Sie hat seit einigen Jahren 193 Petroleummotore zum Betriebe der Schöpfräder, mit insgesamt $836^1/_2$ Pferdekräften, aus Deutschland eingeführt." Diese Motore leisten bei gleichen Unterhaltungskosten doppelt soviel als Maultiere. „Ferner sind zu nennen: eine Zementplatten- und Steinfabrik mit hydraulischer Presse, eine Makkaroni- und eine Eisfabrik. Letztere hat, an Stelle ihres bisherigen Petroleummotors von 20 Pferdekräften, eine Dampfmaschine von 46 Pferdekräften deutscher Provenienz aufgestellt. Eine deutsche und eine belgische Gesellschaft haben unlängst Untersuchungen angestellt, zum Bau elektrischer Straßenbahnen in Jâfa und Jerusalem."

Ein Bild des Jâfaer Handels gibt eine vom Kaiserlichen Vizekonsulat „schätzungsweise" für das sehr günstige Jahr 1905 zusammengestellte Übersicht der Einfuhr und Ausfuhr:

Einfuhr 1905

ohne die (ganz unbedeutende) Einfuhr aus Gaza:

Produkt.	Menge.	Wert i. Frcs.
Baumwollenwaren	8600 Ballen u. Kolli	4500000
Tabak	4700 Kisten	1000000
Zucker	1876 Tons	827000
Reis	3100 Tons	805000
Eisen und Kurzwaren	5000 Kisten u. Kolli	800000

Produkt.	Menge.		Wert i. Frcs.
Petroleum	110000	Kisten u. Kolli	700000
Mehl	30000	Sack	670000
Salz	1200	Tons	115000
Eiserne Barren und Balken	2900	„	490000
Kleider und Stoffe	720	Ballen u. Kisten	270000
Alkohol u. Spirituosen	2720	Fässer	265000
Maschinen, Maschinenteile	290	Kolli	260000
Kaffee	180	Tons	200000
Steinkohlen	4000	„	162000
Ziegel, Backsteine und gebrannte Tonwaren	1000000	Stück	160000
Holz	7700	cbm	562000
Pariser Artikel	415	Kisten	96000
Soda	360	Tons	91000
Farben und Öl	75	„	56000
Eisenblech und Zink	82	„	55000
Verschiedenes			500000
		Summe:	12584000

Ausfuhr 1905

einschließlich der Ausfuhr von Gaza:

Produkt.	Menge.		Wert i. Frcs.
Gerste	38350	Tons	4410250
Apfelsinen	450000	Kisten	2800000
Olivenöl (einschl. der Ernte von nâblus	2700	Tons	1755000
Seife	2200	„	1400000
Wein	3600000	kg	1100000
Koloquinthen	52000	engl. Pfd.	840000
Weizen	6100	Tons	823000
Sesam	2175	„	783000
Melonen			450000
Durra	2950	„	339250
Devotionalien	900	Pakete	300000
Bohnen	2000	Tons	270000
Lupinen	2800	„	266000
Häute	506000	engl. Pfd.	200000

Produkt.	Menge.	Wert i. Frcs.
Wolle	270000 engl. Pfd.	112000
Knochen	300 Tons	20000
Verschiedenes		600000
	Summe:	1649000

Jâfa wird als das kommerzielle Zentrum des sandschak Jerusalem bezeichnet und gilt als die zweitgrößte Handelsstadt an der syrisch-palästinischen Küste. Nach einer Berechnung des Kaiserlichen Generalkonsulats in Konstantinopel war Deutschland am Gesamtexport von Jâfa 1900, dessen Wert auf 9307900 Mark geschätzt wurde, mit 5% beteiligt, Hauptartikel Wein; am Gesamtimport, dessen Wert man auf 7 Millionen taxierte, mit 11%, Hauptartikel Eisen und Eisenwaren, Bier, Drogen, Apothekerwaren, Luxusgegenstände in Metall und Holz, billige Stoffe. Den „Berichten über Handel und Industrie, zusammengestellt vom Reichsamt des Innern" 1902, entnehmen wir noch folgendes über Gaza: Gaza entwickelt infolge seines getreidereichen Hinterlandes einen Export, der von Jahr zu Jahr wächst. Dieser drängt sich in die Monate Juli und August zusammen, zum Teil aus dem Grunde, weil das Meer dann am ruhigsten ist. Denn schon ein geringer Seegang macht das Verladen unmöglich. — Außerdem muß die Gerste auf Kameelen oder Eseln von der Stadt erst ans Meer, einen Weg von ca. 5 km, befördert werden. Zurzeit wird von der obengenannten deutschen Werkstatt eine eiserne Landungsbrücke von 60 m Länge erbaut.

Im Bezirk Haifa—Akko endlich findet, abgesehen von der schon erwähnten Weinproduktion und einer deutschen Seifenfabrik, zwar kein nennenswerter Industriebetrieb statt; aber „das deutsche Handelsarchiv, herausgegeben vom Reichsamt des Innern" 1904, 2. Teil, berichtet: 1903 gelangten auf den Markt von Haifa 12348935 kg. Davon lieferte an

	Sesam:	Weizen:
Haifa	359743 kg	1875384 kg
Ebene Jesreel	1080769 „	1664615 „
bēsân	128250 „	1283384 „
ḥaurân	38461 „	30769 „
dschenîn	1705256 „	363076 „

1903 trafen auf dem Markt von Akko ein 18089260 kg, davon lieferte an

	Sesam:	Weizen:
Akko	50000 kg	1050000 kg
Ebene Jesreel	2300000 „	1450000 „
bēsân	20000 „	1600000 „
ḥaurân	200000 „	4200000 „

Dazu kamen Gerste, Bohnen, Linsen, Kichererbsen, Wicken, Öl, Johannisbrod. Sesam ist einer der besten Exportartikel; er findet nach Frankreich, England, Belgien starken Absatz, ist aber auch in Deutschland zur Margarinefabrikation sehr begehrt.

Obgleich der Export Akkos in den letzten Jahren immer noch größer war als der von Haifa, z. B. 1903 Akko 25437 Tons gegen Haifa 11438 Tons, zieht sich das Handelsleben doch anerkanntermaßen nach letzterem Ort hinüber, da dieser von einem vorzüglichen Hafen und jetzt auch von der Bahn nach Damaskus außerordentlich begünstigt wird. — Die Ausfuhr Haifa-Akko 1904/05 betrug 39695 Tons. Davon gingen nahezu 50 % nach Frankreich, hauptsächlich Sesam, Weizen, Bohnen, Olivenöl; nur 649 Tons nach Deutschland, ausschließlich Sesam und Wein. Der Einfuhrwert in demselben Jahre betrug nahezu 11 Millionen Frcs. Daran war Deutschland an dritter Stelle mit 16 % beteiligt, Hauptartikel: landwirtschaftliche Maschinen und Eisenbahnmaterial; an erster Stelle stand Frankreich mit nahezu 32 %. Deutschlands Schiffsverkehr nach den beiden genannten Häfen — es kommt nur die „Levante-Linie"-Hamburg in Betracht — hat sich infolge der Materiallieferungen für den Bahnbau in letzter Zeit gehoben, steht aber immer noch an fünfter Stelle, und der deutsche Importeur hat vorläufig in den Artikeln, welche hier den Haupthandel bilden, Baumaterialien, Papier und Galanteriewaren, gegen Frankreich, Großbritannien, Österreich und Belgien nicht aufkommen können.

In Haifa existiert — um damit zu schließen — seit nahezu vierzig Jahren eine deutsche Kolonie, die sich auf einem, anfangs einer Wildnis gleichenden, Grundstück niederließ. Nach dem „deutschen Handelsarchiv", Jahrgang 1904 2. Teil, haben die Ansiedler es verstanden, sich durch Acker- und Gartenbau emporzuarbeiten. Die meisten sind wohlhabend, keiner unterstützungsbedürftig. Heute sind sie etwa 550 Seelen stark, deren Ge-

samtbesitz man auf $2^1/_2$ Millionen Mark berechnet. Auf dem Karmel, wo sie 250 ha Land erwarben, haben sie ein Sanatorium und ein vielbesuchtes Hotel eingerichtet, das inmitten einer vorzüglich gedeihenden Fichtenpflanzung liegt. Neuerdings haben sie, mit Unterstützung eines Stuttgarter Konsortiums, Magdala am See Genezareth samt einem Terrain von 800 ha angekauft, um hier eine Zweigkolonie zu gründen.

Es fehlt nicht an mancherlei Anzeichen eines materiellen Aufschwungs im Heiligen Lande, und der türkischen Regierung dürfte es ein Leichtes sein, diesem Aufschwung eine rationelle Förderung angedeihen zu lassen, wenn anders sie sich von einem stetigen und ehrlichen guten Willen dazu leiten ließe.

VI.

Das geistige Leben.

Geistiges Leben und materielle Lage eines Volkes stehen immer in Wechselwirkung miteinander. Hinsichtlich jenes wird man daher nach dem über Handel und Wandel im heutigen Palästina Gesagten nicht allzu hohe Erwartungen hegen. Es soll nicht geleugnet werden, daß sich ein vorläufig allerdings noch geringfügiger Aufschwung zum Bessern geltend macht; am meisten charakteristisch aber dürfte gegenwärtig wenigstens das bunte Durch- und Nebeneinander der geistigen Bestrebungen sowohl wie der Zustände sein.

Man kann, im Blick auf das letztere gerade, wohl sagen, daß es auf der Erde kaum ein Ländchen gibt, wo mit solchem Eifer und so enormem Aufwand von Geldmitteln Mission getrieben, d. h. geistiger Einfluß geübt wird, wie in Palästina. Ein Ort z. B. wie Bethlehem mit ca. 8000 Seelen hat über ein Dutzend Missionsanstalten und Schulen der verschiedensten Bekenntnisse und Nationalitäten. Gleichzeitig aber gibt es kaum ein Land, wo der Aberglaube in dem Umfange heimisch ist, wie in Palästina.

Nun darf man sich dieses Nebeneinander ja nicht in der Weise zurechtlegen, als seien die Moslems, die „Gläubigen", wie sie sich nennen, die Abergläubischen, und Juden und Christen

frei von jener Schwäche. Das wäre ganz verkehrt. Vielmehr finden sich auf dem Boden des Aberglaubens, als etwas allgemein Menschlichem, alle drei Konfessionen, die sonst so scharfe Grenzen gegeneinander ziehen, in friedlichster Weise zusammen.

Es ist dafür schon ganz bezeichnend, daß beispielsweise in Krankheitsfällen Juden und Christen gern bei irgend einem moslemischen Heiligen Hilfe suchen (vgl. dazu 2. Kön. 1, 2—4), während die Moslems ihrerseits auch dem mar eljâs, dem heiligen Elias, huldigen (vgl. Vortrag III).

Einige der wichtigsten Erscheinungsformen des Aberglaubens seien hier genannt.

Der Araber glaubt sich auf Schritt und Tritt von bösen Geistern umgeben, deren Zahl Legion, und deren Lebenszweck nur darin besteht, die Menschen bei jeder Gelegenheit zu chikanieren. Manche Leute kommen ganz unter die Gewalt eines solchen Dämon und werden verrückt. Die arabische Bezeichnung für den bösen Geist ist dschinn, der Verrückte heißt madschnûn, d. i. der von einem dschinn Beherrschte.

Als wirksames Mittel gegen diese Dämonen gilt, den Schutz eines Mächtigeren, Allahs, anzurufen. Ohne das Aussprechen seines Namens pflegt der Araber darum kaum irgend eine Handlung vorzunehmen.

Beim Kauf eines Mädchens wird gefragt: bitsammi? — d. h. pflegt sie auch immer den Namen Allahs zu sagen? — denn davon hängt nachher Glück oder Unglück der Familie ganz wesentlich ab. Gleich bei der ersten Arbeit des Tages, dem Mahlen und Teigkneten, darf die Frau es nicht vergessen. Wenn sie aus einem Gefäß Oliven oder Linsen oder dergl. nimmt, so sagt sie: smálla (Name Gottes). Tut sie das nicht, dann machen die bösen Geister sich über den Vorrat her. Wenn sie etwas bratet oder glühende Kohlen auslöscht oder heißes Wasser ausschüttet, ruft sie: „Geht fort (nämlich ihr Dämonen), daß ihr euch nicht verbrennt".

Im Dunklen haben diese besonders große Macht. Darum empfiehlt es sich, beim Betreten eines dunklen Zimmers Allahs Namen zu nennen.

Besonders gern halten sie sich auch in Bädern auf. Hier herrscht ja regelmäßig nur ein sehr mattes Oberlicht, welches vom Wasserdampf noch verringert wird; dazu hat die Temperatur etwas Beängstigendes. Darum gibt es genaue

Vorschriften, wie oft und an welchen Stellen des Bades man den Namen Allahs auszusprechen hat.

Andererseits gibt es aber auch Fälle, wo es verboten oder geradezu gefährlich ist, Allah anzurufen. Das ist bei den natürlichen Heilquellen, wie z. B. in Tiberias. Hier bereiten nämlich die Geister selber das Bad. Und da würde es ihnen unangenehm sein, den Gottesnamen zu hören. Das Rufen desselben könnten sie mit Ausbleiben der Heilung bestrafen.

Die Dämonen wohnen ferner mit Vorliebe in Zisternen.

Mir ist hierzu aus neuester Zeit folgender verbürgter Vorfall aus dem moslemischen Dorfe el-chadr bei Jerusalem bekannt geworden. In einer Familie starben die Kinder regelmäßig frühzeitig fort bis auf den einen Sohn Ali, der alle seine Geschwister überlebte. Die Eltern kamen daher auf den Gedanken, in Ali müsse ein Dämon stecken, der die andern Kinder töte, und beschlossen eine Austreibung des bösen Geistes. Ali wurde, mit dem Kopf nach unten, in eine Zisterne gehängt und bis zur Bewußtlosigkeit geprügelt, in der festen Erwartung, der Dämon werde infolge der Schläge aus dem Jungen hinaus in die Zisterne fahren.

Ein anderer, weit verbreiteter Aberglaube ist die Furcht vor dem bösen Blick. Man sagt, zweidrittel aller Gräber seien eine Folge desselben.

Ein jeder Mensch soll einen bösen Blick auf eine Sache werfen können, besonders aber sind Leute mit hellblauen Augen mit dieser Macht begabt; sind diese auch noch bartlos und haben sie auseinanderstehende Zähne, so gelten sie als ungemein gefährlich. Begegnet man denen des Morgens, so ist es das Beste, gleich wieder nach Hause zu gehen; denn das Schlimmste steht auf dem Wege zu erwarten. Aus Furcht vor diesem gefährlichen Blick sieht man daher Fellachenfrauen so oft das Kopftuch vors Gesicht ziehen, wenn sie einem begegnen.

Da es jedem stündlich passieren kann, daß er vom bösen Blick getroffen wird, so hat man natürlich allerlei Schutzmittel erfunden.

Das verbreitetste darunter sind die Amulette, deren es moslemische und christliche gibt. Sie bestehen gewöhnlich aus einem silbernen oder goldenen Plättchen, mit einer Anrufung Allahs beschrieben, oder bei Christen mit dem Bilde des heiligen Georg, das übrigens gleichzeitig als heilkräftig gilt. Manchmal

sind sie auch nur ein beschriebener Papierstreifen, in ein Tuch- oder Ledersäckchen gesteckt. Man trägt sie an einer Schnur um den Hals auf dem bloßen Körper, aber sie müssen auf der rechten Seite hängen. Kleinen Kindern näht man sie besser in die Kopfbedeckung ein, wobei darauf zu achten ist, daß sie nicht mit der Nadel durchstochen werden.

Andere Mittel gegen den bösen Blick waren schon im Vortrag II erwähnt. Als letztes sei noch das Räuchern genannt, das bei Kindern in Anwendung gebracht wird. Ist nämlich ein kleines Kind vom bösen Blick getroffen, so läßt sich das an sicheren Zeichen genau erkennen: es wird plötzlich unruhig und schreit; gähnt es aber gar und streckt sich, so ist jeder Zweifel ausgeschlossen. Die Räucherung wird am besten von der Großmutter, keinesfalls von der Mutter, unter Hersagen langer Formeln vorgenommen, in denen bei den Moslems Allah und sein Prophet, bei den Christen Gott und die heilige Jungfrau angerufen werden.

Auf der gleichen Höhe, wie diese Räucherprozedur, steht übrigens auch die medizinische Kunst der eingeborenen Bevölkerung.

Ein vielgebrauchtes Mittel gegen Fieber ist das Aderlassen, überhaupt einen Blutverlust schaffen durch Ritzen mit dem Rasiermesser an Händen und Füßen. Kleinen Kindern wird bei schwerem Zahnen mit einer glühenden Stecknadel unter die Zunge gestochen oder bei Kopfschmerzen mit einem glühenden Nagel auf den Kopf gebrannt; ähnlich wird bei Diphtheritis der Hals von Ohr zu Ohr mit einer glühenden Sichel berührt. Gegen Augenkrankheiten existieren eine Unzahl, zum Teil ekelhafter Mittel.

Es gibt heute nicht wenig tüchtige, europäische Ärzte in Palästina und in den Großstädten eine Reihe von Krankenhäusern mit so hervorragenden, hygienischen Einrichtungen, wie sie bei uns nicht besser sein können; ebenso fehlt es in größeren Orten nicht an Apotheken, die teilweise sogar in deutschen Händen sind.

Allein allen diesen Kräften und Institutionen erwächst im Aberglauben ein schlimmer Feind; dazu kommt allerdings, weil die Hospitäler zumeist von Missionsgesellschaften begründet sind, die Furcht der Eingeborenen vor religiöser Beeinflussung.

Ich kann es darum hier nicht unterlassen, eines Kranken-

institutes zu gedenken, dem ich unter allen die Palme zuerkennen muß: es ist das Aussätzigenasyl „Jesushilfe“ der Brüdergemeine. Wenn man sich Jerusalem mit der Bahn nähert, so ist noch vor der deutschen Templerkolonie das erste, was man zu sehen bekommt, ein stattlicher, zweistöckiger Bau, im Viereck um einen Hof herum gelegen, von freundlichen Gärten und wohlbestellten Feldern umgeben, dieses Asyl. Deutlich erkennt man in arabischen und deutschen Lettern die Inschrift „Jesushilfe“. Gemäß dem Grundsatz der Brüdergemeine, die Elendesten aufzusuchen, „an die sich sonst niemand machen wollte“, hat sie im Heiligen Lande der Aussätzigen sich angenommen.

Man kennt dort zwei Arten von Aussatz: nervösen, der in Abfaulen der Glieder — und knotenförmigen, der in Knotenbildung unter der Haut und in den innern Organen besteht. In jedem Falle verursacht der Leidende einen erschreckenden Anblick. Die Krankheit scheint nicht ansteckend zu sein, aber sie auszurotten gelingt nicht, da sie durch Verheiratung, welche den Kranken leider gesetzlich gestattet bleibt, vererbt wird.

In „Jesushilfe“ werden alle Konfessionen aufgenommen. Vor einigen Jahren waren untergebracht 40 Männer und 12 Frauen. Diese sind nur gehalten, sich der festen Hausordnung und den Regeln der Sauberkeit zu unterwerfen; eine religiöse Beeinflussung wird in keiner Weise ausgeübt. Selbstverständlich halten Hauseltern und Schwestern ihre Andachten und feiern ihre kirchlichen Feste, und wer von christlichen Kranken daran teilnehmen will, wird nicht hinausgewiesen. Aber zu den Kranken wird kein Wort von Jesus Christus gesprochen, es wird nur in seinem Geiste gehandelt. Und wahrlich, die Schwestern üben hier einen Dienst bewundernswerter, aufopfernder Liebe: sie verbinden die Wunden, sie waschen die Wäsche, sie reichen den völlig Hilflosen die Nahrung zu. Jede von ihnen tut ihre Pflicht, eine schwere Pflicht, indem sie selbst es weiß, wem zu Ehren. Ich bin wiederholt und gern in dem Asyl gewesen; in unserer Zeit des vielen und inhaltlosen Redens wirkt die wort- und selbstlose Tat so wohltuend.

Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß auch die türkische Regierung bei Jerusalem ein Haus für Aussätzige in der Nähe des sogen. Hiobbrunnens eingerichtet hat. Es ist eine Stätte des ärgsten Schmutzes, und die Kranken sind völlig sich selbst überlassen.

Wie soll man nun dem Aberglauben steuern und das arme Volk aus seiner geistigen Verwahrlosung herausheben? — Das einzige Mittel ist natürlich, bei der Jugend einzusetzen, sie durch Schulunterricht auf ein höheres Niveau zu bringen. Es geschieht das heute in vollem Umfang. Mir ist es z. B. auf den Dörfern in der Umgegend Jerusalems mehrmals begegnet, daß mir die Alten, Männer oder Frauen, den Namen irgend einer Örtlichkeit, einer Zisterne, einer Felsenhöhe oder dergl. nicht aufschreiben konnten, regelmäßig aber einer von den Knaben, die an solchem Verhör gewöhnlich teilnahmen.

Hat man Beirut die Stadt der Schulen genannt, so kann man Jerusalem heute mit gutem Recht ebenso nennen. Es geht nach der Richtung in der Heiligen Stadt aufwärts, richtiger gesagt, wieder aufwärts. Denn sie war im Mittelalter durch ihre moslemischen Schulen berühmt. Diese empfingen aus reichen Stiftungen ansehnliche Subsistenzmittel, vermochten daher etwas zu leisten und zogen Schüler aus allen Teilen der mohammedanischen Welt an sich. Das änderte sich, als die Türken 1517 von Jerusalem Besitz nahmen. Damals wurden die Stiftungen eingezogen, und die Schulen gerieten in Verfall. Dieser Zustand hat, was das moslemische Schulwesen betrifft, bis vor ungefähr zwanzig Jahren bestanden. Damals entschloß sich die türkische Regierung unter dem Drucke der immer stärker eindringenden abendländischen Kultur, vor allem der durch sie vermittelten Schulbildung, sich des Unterrichtswesens anzunehmen, und führte allerlei Neuerungen ein, wie z. B. den allgemeinen Schulzwang; ferner ließ sie das Lesen und Lernen des Koran hinter anderen Unterrichtsfächern zurücktreten; das Wiegen des Körpers beim Lesen hörte auf; an Stelle der Strohmatten traten Bänke und Tische. Diesen Bestimmungen folgte im Jahre 1900 eine Reform, die u. a. eine straffere Ordnung und Regelung des ganzen Betriebes bei Lehrern und Schülern bezweckte. Von allen diesen Maßregeln ist leider die grundlegende, der allgemeine Schulzwang, zum guten Teil auf dem Papier geblieben. Indes mag das auf den Dörfern seinen Grund vielfach in der Lässigkeit von Eltern und Schülern haben, in einer Stadt wie Jerusalem liegt es ganz wesentlich an dem Platzmangel in den Schulen.

Zurzeit existieren daselbst drei mohammedanische Schulen, eine Elementarschule, die gegenwärtig, weil das bisherige Ge-

bäude eingestürzt ist, im Serail untergebracht ist. Die Zahl der Schüler wird, nach dem neuesten Bericht darüber, auf 610 Knaben angegeben; ferner eine höhere Schule in einem stattlichen, vor fünfzig Jahren erbauten Hause am sogen. Herodestor, mit 110 Schülern, und endlich eine Mädchenschule bei der Antoniaburg mit 350 Kindern. Also sind bei einer moslemischen Bevölkerung von höchstens 7000 Seelen drei Schulen mit 1070 Schülern vorhanden. Einige Moslems besuchen auch christliche Schulen.

Um mit der Mädchenschule zu beginnen, so ruht hier Leitung und Unterricht — und zwar auf Wunsch der türkischen Regierung — fast ausschließlich in den Händen von weiblichen Mitgliedern der amerikanischen Kolonie. Ihnen ist bei Übernahme der Schule sogar völlige Organisationsfreiheit zugebilligt. Es bestehen sechs Klassen mit vierzehn Lehrerinnen. Die Lehrfächer sind — abgesehen von der täglich einstündigen, statt früher sechsstündigen Beschäftigung mit dem Koran — Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, Arabisch und Türkisch, und vor allem Handarbeiten, wofür durchgehends viel Geschick und Neigung vorhanden ist (vgl. Vortrag III).

Der Elementarschule geht eine Art von Kleinkinderschule vorauf, in welcher das Alphabet und die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens gelehrt werden. An der eigentlichen Elementarschule wirken vierzehn Lehrer und sechs Hilfslehrer. Jene stammen zum größten Teil aus der bekannten Kairiner Hochschule el-azhar (die Blühende), diese haben die Jerusalemer höhere Schule durchlaufen. Der Unterricht an der Elementarschule umfaßt vier Schuljahre mit einjährigen Kursen; täglich werden vier Stunden mit vier verschiedenen Fächern gehalten, und zwar zwei Stunden des Vormittags 8—9 und 10—11 Uhr, zwei des Nachmittags $^3/_4$1—$^3/_4$2 und $^1/_2$3—$^1/_2$4 Uhr. Die diesen regulären Unterrichtszeiten voraufgehenden bezw. zwischen ihnen liegenden Stunden werden von den Hilfslehrern gegeben und dienen der Vorbereitung auf jene. Am Schlusse jedes Schuljahres im Sommer wird ein Examen abgehalten, dem die vierzigtägigen Ferien folgen. Außerdem gibt es am Ramadan- und Beiramfest je eine Woche Ferien, ebenso fällt am Geburtstag des Sultan und des Propheten der Unterricht aus. Die Unterrichtsfächer sind Lesen und Koranlesen, Schreiben (arabische und türkische Schreibübungen), Rechnen, Geschichte, Geographie

und Religion. Neben dem Koran liegt dem Unterricht ein Lesebuch zugrunde, das alle möglichen Abbildungen aus dem Tier- und Pflanzenreich, in der dritten Abteilung Biographien berühmter Männer und in der vierten Themen aus der Geschichte und Geographie, nur die Türkei betreffend, enthält. Dieses Lesebuch, wie überhaupt die Lehrmittel müssen sich die Kinder selbst anschaffen, nur den Vollwaisen werden sie geliefert. Schulgeld wird nicht erhoben. Die Schüler, die aus allen Ständen zusammenkommen, stehen im siebenten bis zwölften Lebensjahr. Die tüchtigeren gehen von hier in die höhere Schule über. Als Ziel der Elementarschule wird ein doppeltes bezeichnet, erstens will man Sitte und Zucht anstreben; denn die Kinder kommen zum Teil aus ganz verwahrlosten häuslichen Verhältnissen. Zweitens aber soll den Schülern eine gewisse elementare Bildung für das Leben mitgegeben werden. Letztere ist ja wohl nach unsern Begriffen recht mäßig, aber doch von großer prinzipieller Bedeutung insofern, als mit ihr der Standpunkt der ehemaligen Koranschule verlassen ist. Zwar wird der Koran von Anfang bis zu Ende auch heute noch gelesen und im Religionsunterricht über alle Dinge orientiert, die ein guter Moslem wissen muß, aber es hat sich doch der Schwerpunkt der Schule vom Koran hinübergeschoben auf allerlei, wenn auch noch so elementares weltliches Wissen.

Wie in den Städten hat die Regierung auch auf dem Lande in den letzten Dezennien eifrig für Schulen gesorgt. Selbstverständlich können diese Landschulen mit der Jerusalemer Elementarschule keinen Vergleich aushalten. Dazu fehlt es an allem und jedem: ein geeignetes Lehrermaterial ist nicht vorhanden, die Geldmittel sind knapp, und den Fellacheneltern geht das Verständnis für die Schule bisher noch so gut wie ganz ab. Wenn daher die Dorfschule den Kindern — es ist hier immer nur an die Knaben zu denken — eben gerade einige Fertigkeit im Lesen und Schreiben mitgibt, so muß das schon als ein nicht zu unterschätzender Erfolg angesehen werden.

Eine ländliche Schulidylle, wie sie ein deutscher Schulmann vor wenigen Jahren im Ostjordanland angetroffen, sei hier zur Charakteristik der dörflichen Schulpraxis wiedergegeben. Sitzen da etwa zwanzig Jungen auf dem Boden, die einen laut im Koran lesend, die andern auf ihren Blechtafeln schreibend. Vor ihnen auf einem Steinblock hockt ein junger, schwarzbärtiger

Lehrer, einen langen Stock in der Hand, um auch dem am fernsten Sitzenden seine Autorität fühlbar zu machen. Neben ihm, auf einem niedrigeren Steine sein junges Weib, den Erstgeborenen im Arme, den sie eben stillt; sie ohne Scheu, naturalia non sunt turpia, die Kinder ohne jede Neugier — sie kennen das schon. Dann reicht sie den Kleinen seinem Vater, der ihn auf seinen Knieen tanzen läßt, während die Schüler weiter lärmen und lernen.

Die oben erwähnte höhere Schule in Jerusalem enthält fünf Klassen und wird von den Schülern besucht, welche die Elementarschule absolviert haben und sich noch weiter ausbilden wollen. Sie stehen im zwölften bis neunzehnten Lebensjahr. Die meisten verlassen allerdings nach Erledigung der dritten Klasse die Anstalt. Die, welche sie ganz durchlaufen, treten dann zu ihrer letzten Ausbildung in das Seminar zu Konstantinopel ein. Aus ihm sind auch die sieben Lehrer dieser höheren Schule hervorgegangen. Hier werden dem Koran wöchentlich nur noch zwei Stunden gewidmet; an Sprachen wird besonders das Türkische, daneben Französisch, Arabisch und Persisch gepflegt. Als Realfächer werden Geographie, Mathematik, Hygiene, Naturkunde, Chemie, Sittenlehre u. a. getrieben.

Neben den genannten mohammedanischen wirken im Lande ein ganzes Heer von christlichen Schulen. In erster Linie kommen unter diesen in Betracht die der griechisch-orthodoxen Kirche, und zwar darum, weil sie die älteste christliche Religionsgemeinschaft in Palästina ist. Sie hat sich seit der christlichen Zeit trotz alles Druckes und Ungemachs, das der Islam über sie gebracht hat, bis in die Neuzeit erhalten. Sie ist der griechischen Kirche der Türkei eingegliedert, welche auf Veranlassung der europäischen Mächte 1839 eine freiere Verfassung erhalten hat, und zerfällt in vier Patriarchate, das von Konstantinopel, das von Alexandrien, das von Antiochien (Sitz in Damaskus) und das von Jerusalem. Der Patriarch von Jerusalem, der von einer Synode gewählt und vom Sultan bestätigt wird, beherrscht die griechische Kirche Palästinas westlich und östlich des Jordan. Er ist stets ein Nationalgrieche und hat zur Seite eine Synode von zwölf Bischöfen und Archimandriten, die ebenfalls Nationalgriechen sind. Neben dieser wieder bestehen noch verschiedene, mit besonderen Arbeitsgebieten betraute Kommissionen, wie z. B. eine Schulkommission. Letztere hat seit einigen Jahren, auf-

gerüttelt durch die stets wachsende Konkurrenz auf dem Gebiete des Schulwesens, eine lebhafte Tätigkeit entwickelt.

Es gibt in Palästina griechische Gemeinden an sechsundachtzig Orten mit fünfzig- bis einundfünfzigtausend Seelen. Der Hauptort ist Jerusalem mit seinen Tochtergemeinden, im ganzen etwa zwanzigtausend Seelen. Von den sechsundachtzig Orten haben neunundfünfzig Schulen, dreiundvierzig nur solche für Knaben, sechzehn solche für Knaben und Mädchen. Die Knabenschulen haben insgesamt etwa zweitausendsiebenhundert bis zweitausendachthundert Schüler mit ca. hundert Lehrern, die Mädchenschulen ungefähr tausend bis tausendeinhundert Schülerinnen mit nahezu vierzig weiblichen Lehrkräften. Davon bestehen in Jerusalem, bei einer Gemeindezahl von rund fünftausend Seelen, fünf Schulen mit fünf- bis sechshundert Kindern. Zwei sind höhere Anstalten, nämlich ein 1900 erbautes, stattliches und nach hygienischen Gesichtspunkten eingerichtetes Seminar in der Nähe des Jâfatores, in dem sechzig Zöglinge (fünfzig Araber und zehn Griechen) beherbergt werden. Dieses Internat ist eine Vorbereitungsschule für das Priesterseminar, das im Kreuzkloster, westlich von Jerusalem, untergebracht ist und etwa siebzig Schüler zählt. Mit dem Seminar am Jâfator ist eine Tagschule für Knaben, etwa zweihundertundfünfzig, und eine für Mädchen, ungefähr hundertundzwanzig, verbunden. In letzter Zeit ist noch eine Kleinkinderschule ins Leben gerufen, die ausgesprochenermaßen eine Konkurrenz bilden soll zu der vom Syrischen Waisenhaus eröffneten Tagschule, da letztere fast ausschließlich von griechischen Christenkindern besucht wird.

Anschließend an die Schultätigkeit der griechisch-orthodoxen Kirche sei hier noch der der Russen gedacht. Nach der Schätzung von Kennern haben sie in Palästina und Syrien über hundertunddreißig Schulen, in denen u. a. auf die Erlernung der russischen Sprache besonderer Nachdruck gelegt wird, so daß man von einem offenkundigen politischen Zweck ihrer Missionsarbeit, nämlich dem einer Russifizierung Palästinas, sprechen darf. In Jerusalem haben sie vorläufig nur eine Kleinkinderschule am sogen. Russenbau mit neunzig Kindern beiderlei Geschlechts und griechisch-orthodoxen Bekenntnisses.

Am rührigsten arbeitet unter den christlichen Kirchen Palästinas entschieden die römisch-katholische oder, wie sie drüben genannt wird, die lateinische. In der Zeit der Kreuzzüge war

sie mit zahlreichen Orden ins Land gekommen, die sich aber sämtlich vor den Anfeindungen der Moslems wieder zurückzogen bis auf zwei: den Franziskanerorden in Jerusalem und Nazareth und den Karmeliterorden in dem Kloster auf dem Karmel. Unter diesen ist es der erstere gewesen, der ein Fortbestehen der lateinischen Kirche in Palästina durch das Mittelalter hindurch bis in die Gegenwart ermöglicht hat. Als sich dann um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Situation der Abendländer in Palästina besserte, benutzte Papst Pius IX. die günstige Gelegenheit und errichtete im Jahre 1847 aufs neue ein römisch-katholisches Patriarchat in Jerusalem. Damit war der Grund gelegt zu dem enormen, jährlich noch wachsenden Aufschwung, den die katholische Kirche im Heiligen Lande seitdem genommen hat. Die Zahl ihrer Gemeindemitglieder hat sich in den letzten sechs Dezennien verdoppelt, größtenteils auf Kosten der Griechisch-Orthodoxen; diese Missionsarbeit ist und wird fast ausschließlich von männlichen und weiblichen Ordensleuten verrichtet. In Jerusalem allein verfügen die Lateiner über neun Männer- und acht Frauenklöster, sechs Hospize, ein Hospital, vier höhere Knaben- und eine höhere Mädchenschule, sieben Waisenhäuser mit schätzungsweise vierhundert Kindern, eine Arbeitsschule für Mädchen, zwei Handwerksschulen, vier Tagschulen, eine Kleinkinderschule, zwei Findelkinderasyle, eine Blindenanstalt und zwei Greisenasyle. Dazu gehören ihnen zweiundzwanzig Kirchen und Kapellen. Ihre Gemeinde beläuft sich in Jerusalem annähernd auf zweitausendfünfhundert Seelen mit ca. zweihundert Priestern und Mönchen und etwa hundertundfünfzig Nonnen. In manchen ihrer Anstalten, wie z. B. in der für Findelkinder und Blinde der St. Vincenzschwestern wird mit einer vorbildlichen Selbstlosigkeit gearbeitet. Als vermutliche Gesamtzahl ihrer Schulkinder werden von einem langjährigen Kenner der Verhältnisse etwa eintausenddreihundertfünfzig angegeben, wovon fünfhundertsechzig Knaben, siebenhundertfünfundachzig Mädchen. Die bedeutendsten Lehranstalten sind die Knabenschule der (italienischen) Franziskaner; da die Lehrer hier überwiegend Eingeborene sind, so herrscht die arabische Sprache in der Anstalt vor; und ferner die Knabenschule der christlichen Schulbrüder mit ausgesprochen französischem Charakter. Von den vierzehn Lehrern sind zehn Franzosen, die gar nicht arabisch verstehen. Diese Schule hat sich vor zwei Jahren in zwei Teile zerlegt:

eine école gratuite mit hundertneunzig Schülern und eine auf Anregung der Eltern von ihr abgezweigte école payante mit sechsundvierzig Schülern: im ganzen also zweihundertsechsundfünfzig. Das Schulgeld beträgt pro Monat 8 Frcs.; für die, welche Mittagsessen und Vesper in der Schule bekommen, monatlich 20 Frcs. Schulmänner, und zwar selbst römisch-katholische, klagen über den veräußerlichenden Einfluß jenes Schulbetriebes, der die arabische Jugend untüchtig und unlustig mache zur ernsten Arbeit des Ackerbaues und des Handwerks.

Die evangelische Schultätigkeit in Jerusalem beginnt mit der Amtsführung des Bischofs Samuel Gobat, des Begründers der Gobatschule auf dem traditionellen Zion, 1847, und gliedert sich in einen deutschen und einen englischen Zweig. Die bedeutendste Einrichtung auf deutscher Seite ist unstreitig das Syrische Waisenhaus mit einer Knaben- und Mädchenschule von zweihundertdreißig Schülern bezw. dreißig Schülerinnen und einem Schullehrerseminar von sechzehn Zöglingen. Letzteres darf als eine vorzügliche Bildungsstätte für eingeborenes Lehrermaterial bezeichnet werden. Zu diesen drei Internaten tritt noch ein solches für Blinde, in das bisher fünfzehn Kinder aufgenommen sind. Endlich glaube ich aber auch in diesem Zusammenhang die sogen. Geschäftsbetriebe des Waisenhauses nicht unerwähnt lassen zu dürfen, in denen die Kinder einen Lebensberuf erlernen sollen, wie Schusterei, Schneiderei, Druckerei, Schreinerei, Töpferei, Schmiede und Schlosserei, sowie die Landwirtschaft. Leider kommen die wenigsten der hier ausgebildeten jungen Leute ihrem palästinischen Vaterlande zugute; meist wandern sie aus.

In den Ruinen des Muristan neben der Erlöserkirche hat das Syrische Waisenhaus noch eine Kleinkinder- und eine Tagschule begründet, erstere zählt etwa hundertfünfzig Kinder, Knaben und Mädchen, letztere hundertzehn Schüler, zumeist griechisch-orthodoxen Bekenntnisses. Es wirken an ihr arabische Zöglinge aus dem Seminar des Waisenhauses. Diese Tagesschule hat sich unter der vortrefflichen Leitung ihres ersten Lehrers, dschirius jûsif, einen solchen Ruf erworben, daß ihm von seiten der Eltern seiner Schüler der Wunsch nach Einrichtung einer Oberklasse ausgesprochen ist, wogegen sie sich kontraktlich zum regelmäßigen Schulbesuch ihrer Kinder bis ins Konfirmationsalter verpflichten wollten.

Neben dem Syrischen Waisenhaus ist die Mädchenerziehungsanstalt der Kaiserswerther Diakonissen, Talitha Kumi, zu nennen, mit ca. hundertfünfundzwanzig Mädchen. Sie haben jetzt auch ein Lehrerinnenseminar eingerichtet, dazu eine Kleinkinder- und eine Tagschule. Wie die Schnellerzöglinge erhalten auch die Mädchen von Talitha Kumi europäische Kleidung.

Außerdem haben die Templer und die deutsche evangelische Gemeinde noch je eine Schule für ihre Kinder. Keine der übrigen europäischen Kolonien Jerusalems verfügt eben über so zahlreiche Nachkommenschaft, um eigene Anstalten zu begründen. Die deutsche Schule wird darum auch von Engländern, Russen und Juden besucht. Man schätzt die Gesamtzahl der unter deutsch-evangelischer Erziehung stehenden Kinder auf ca. tausend.

Neben der deutschen ist die ihr verwandte englisch-protestantische Schultätigkeit zu erwähnen. Hier arbeitet zunächst die kirchliche Missionsgesellschaft in der schon genannten Bischof Gobat-Schule mit etwa achtzig Kindern und einem mit ihr verbundenen Lehrerseminar mit zwölf Zöglingen. Dazu gehört noch eine Tagschule mit achtzig Knaben und dreihundert Mädchen; ferner die Londoner Judenmission, die über eine Knaben- mit vierzig und eine Mädchenschule mit sechsunddreißig Kindern verfügt; sie hat auch noch eine Mädchentagschule mit hundertzwanzig Schülerinnen. Endlich unterhält der anglikanische Bischof seit wenigen Jahren eine Tagschule, deren Schülerzahl sich auf siebzig Knaben — größtenteils Griechen, einige Lateiner und Moslems — beläuft. Hier wird Schulgeld erhoben, drei englische Pfund pro Jahr. Mit dieser Tagschule ist ein Internat verbunden, bestehend aus etwa dreißig Knaben und zwanzig Mädchen, ebenfalls gegen Entgelt.

Der Vollständigkeit wegen seien noch die Schulen der amerikanischen Kolonie, wie die der Armenier genannt.

Der numerisch bedeutendste Faktor im Jerusalemer Schulleben sind die jüdischen Schulen. Doch soll hier von den Thoraschulen, in denen nur das Talmudstudium betrieben wird, abgesehen werden. Von den übrigen Anstalten, die zwar auch auf streng jüdisch-religiöser Grundlage ruhen, aber die Kinder zugleich für moderne Kulturarbeit tüchtig machen sollen, sind drei zu nennen: die Handwerkerschule der Alliance israélite universelle, die ein Internat für Knaben und Mädchen ist, ver-

bunden mit einer Tagschule. In diesen Schulen sind insgesamt etwa fünfhundert Kinder. Dazu kommt das deutsch-jüdische Waisenhaus, neuerdings mit der sogen. Lämelschule vereinigt, einer 1856 von Frau Elise Herz von Lämel in Wien begründeten Anstalt mit über zweihundert Kindern, und drittens die englische Evelina von Rothschildschule für Mädchen, bestehend aus Tagschule und Kindergarten, von über sechshundert Kindern besucht.

Es ist nach dem Vorstehenden unzweifelhaft, daß vorwiegend natürlich in solchen Zentralen wie Jerusalem, aber auch im ganzen Lande Palästina eine eifrige Arbeit an der heranwachsenden Jugend geübt wird. Es fragt sich, welchen Erfolg man sich von all dieser Mühe und dem reichlichen Aufwand an Geldmitteln — denn die Schulen sind ja mit ganz geringen Ausnahmen Freischulen — versprechen darf.

Ich kann nicht leugnen, daß mir angesichts dieser Frage etwas bange wird.

Soll der Bevölkerung Palästinas wirklich geholfen werden, dann müßte seine Jugend heranwachsen in einer großen, wesentlich einheitlichen Erziehung. Wo ist diese Einheit? — Man vergegenwärtige sich die vorher entrollte bunte Musterkarte von Schulanstalten, die noch dazu miteinander aufs heftigste konkurrieren. Wie buntscheckig muß, seinem Charakter, seiner Bildung, seinem religiösen Glauben und seinen sittlichen Idealen nach das Volk werden, das aus diesen Schulen erwächst?

Soll der Bevölkerung Palästinas wirklich seitens der vielen Missionsanstalten ein Dienst getan werden, so müßte ihrer Jugend wenigstens die Liebe für die Heimat, das Verständnis für ihre Eigentümlichkeiten eingepflanzt und der Weg gezeigt werden, diese Heimat zu pflegen und emporzubringen. Was geschieht aber? — In einer großen Zahl von Schulen wird das Arabische, die Landessprache, in den Hintergrund geschoben. In vielen Internaten wird den Kindern die Nationaltracht ausgezogen und, wie z. B. im Syrischen Waisenhaus und Talitha Kumi dafür die geschmackloseste, abendländische Kleidung gereicht. Von Heimatskunde ist in manchen Anstalten so wenig die Rede, daß sie dafür, wie in der berühmten Bischof Gobat-Schule, die Namen der englischen Grafschaften hersagen lernen. Statt der Muttersprache, der Heimatskunde, der Betonung und Pflege berechtigter, nationaler Eigenheiten — fremde Sprachen,

fremdes Wesen! — Eine bedauerliche Jugend, ein geistiges Zwittergeschlecht, nicht mehr Araber, aber noch lange keine Europäer. Wird es einmal anders werden?

Das Schönste an dem Bilde des gegenwärtigen palästinischen Schullebens ist ohne Zweifel die sich mächtig bahnbrechende Erkenntnis der Eltern, wie wichtig es sei, ihren Kindern, Knaben wie Mädchen, eine Schulbildung zuteil werden zu lassen. Das ist ein wertvoller, weil gesunder Anfang. Vielleicht findet sich in späteren Generationen dazu ein gleichartiger Fortschritt, der das Echte und Gute des eigenen Besitzes höher zu schätzen weiß als europäischen Bildungsflitter.

VII.

Jerusalem einst und jetzt.

Das heutige Jerusalem ist keine echt orientalische Stadt mehr. Es teilt mit anderen Großstädten des Orients das Schicksal, daß es unter dem ständigen Eindringen abendländischer Kultur sein charakteristisches Bild verändert hat und weiter verändert, zum Leidwesen der Altertumsfreunde.

Dieser Wandel hat vor ca. fünfzig Jahren begonnen und vollzieht sich seit etwa drei Dezennien mit rapider Schnelligkeit.

Selbstverständlich soll damit nicht gesagt werden, daß die Stadt von ihrem ersten Auftreten in der Geschichte an bis ungefähr zur Mitte des vorigen Jahrhunderts ihren ursprünglichen Charakter völlig unangetastet bewahrt habe, sie hat vielmehr auch in dieser Zeit schon manche durchgreifende Wandlung erfahren.

Über die erste Gründung Jerusalems wissen wir nichts. Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts v. Chr. tritt es uns unter dem Namen urusalim zum ersten Male in der Geschichte als eine kanaanäische Großstadt entgegen. Wir besitzen einige in Keilschrift geschriebene Briefe, welche der damalige König dieser Stadt an seinen Lehnsherrn, den Pharao von Ägypten, gerichtet hat. Leider läßt sich aus ihnen nichts über Jerusalem selbst entnehmen.

Reichlich vier Jahrhunderte später, um das Jahr 1000 v. Chr., finden wir es in Händen der Israeliten, als Residenz

ihres Königs David, dessen Sohn Salomo ihren Umfang durch den Bau eines burgartigen Palastes mit Harem und Tempel vergrößerte, und so der Stadt erst den rechten, königlichen Glanz verlieh. Unter den folgenden Herrschern auf dem Throne Davids erfuhr es noch mancherlei bauliche Veränderungen, u. a. auch in strategischer Hinsicht. Als wichtigste dieser Art ist wohl die Wasserleitung zu nennen, welche die außerhalb der Stadt im Kidrontal gelegene Gihon-, heute Marienquelle, durch einen Felsentunnel, den sogen. Silohkanal, in die Befestigungen hineinführte, und so die Bewohnerschaft für den Fall einer Belagerung mit ausreichendem Wasservorrat versah. Es sei gleich hier bemerkt, daß dank dieser Vorkehrung, sowie infolge der zahlreichen Zisternen, die wir schon seit alter Zeit in Jerusalem voraussetzen dürfen, die wiederholt belagerte Stadt wohl über Hunger, aber niemals über Wassermangel zu klagen hatte; so z. B. nach dem Zeugnis des Alten Testamentes im Jahre 586 (vgl. 2. Kön. 25, 3). Damals vernichtete Nebukadnezar, der König von Babylon, das judäische Reich, zerstörte seine Hauptstadt und ließ Palast und Tempel in Brand stecken. So lag Jerusalem Dezennien hindurch in Trümmern. Erst mit der Rückkehr der jüdischen Gemeinde aus dem babylonischen Exil, 538, begann der Neuaufbau von Stadt und Tempel. Allzu großartig werden wir, mit Rücksicht auf gelegentliche Bemerkungen des Alten Testamentes, uns das wiedererstandene Jerusalem nicht vorstellen dürfen. Da kam, ungefähr zur Zeit Christi, aufs neue königliche Prachtliebe der Stadt zu Hilfe. Herodes der Große, ein Freund griechischer Kunst und Kultur, stattete seine Residenz dementsprechend aus. Sie erhielt u. a. ein Theater, Paläste und Grabdenkmäler. Vor allem aber verschönerte und vergrößerte er den Tempel, der dem salomonischen in keiner Weise nachstehen sollte. Noch heute bewundern wir die kolossalen, schön bearbeiteten Steine, die bei diesem Bau zur Verwendung gekommen sind, wie sie uns z. B. das Bild der Klagemauer zeigt. Herodes' Nachfolger sorgten für eine neue Stadtmauer, die zur besseren Verteidigung mit einer großen Zahl von Türmen versehen wurde. Der ganzen Herrlichkeit indes machte eine neue Katastrophe ein Ende: die Eroberung Jerusalems durch die Römer unter Titus im Jahre 70 n. Chr. Stadt und Tempel wurden abermals zu einem Schutthaufen gemacht, wie in den Tagen Nebukadnezars. Nur die Türme

des Herodes-Palastes überdauerten diese Zerstörung und dienten dem zurückgelassenen römischen Militär — es war die zehnte Legion — als Standquartier. Im Laufe eines halben Jahrhunderts sammelte sich an der Trümmerstätte eine neue Bevölkerung, Juden und Griechen; und als Kaiser Hadrian auf seinen Reisen auch diesen Ort besuchte, beschloß er, hier wieder eine Stadt aufzubauen; in ihr aber sollte den Juden der Aufent-



Die Klagemauer der Juden.

halt verboten sein. Aus einer israelitisch-jüdischen, die es bisher gewesen, wurde Jerusalem jetzt eine heidnische Stadt, eine römische Provinzialstadt, und blieb dies zwei Jahrhunderte hindurch.

Der heidnische Charakter der neuen Gründung dokumentierte sich vor allem darin, daß der Jahvetempel in eine Kultstätte des Jupiter verwandelt war. Auf dem heiligen Felsen hatte man eine Statue dieses Gottes errichtet, neben seinem Heiligtum ein Reiterstandbild des Kaisers. Der sogen. Pilger

von Bordeaux hat im Jahre 333 n. Chr., wie aus seiner Beschreibung Jerusalems hervorgeht, alles dieses noch mit Augen gesehen. Außerdem legte Hadrian zwei Bäder an, sowie ein Theater und noch verschiedene andere Prachtbauten. Was aber die Hauptsache war, er umgab die Stadt wieder mit einer Mauer, deren Lauf im wesentlichen dem der heutigen entspricht. Von dieser wurde der Teil Jerusalems, welcher als der älteste angesehen werden muß, und auf dem einst die Stadt Davids gestanden hatte, ausgeschlossen. Seit Hadrians Tagen liegt die eigentliche Davidsstadt vor den Toren Jerusalems und zwar an seiner Südostecke. Auch einen neuen Namen verlieh Hadrian seiner Schöpfung, sie hieß fortan Aelia Capitolina.

Erst um das Jahr 325, als Kaiser Konstantin Christ wurde, brach für Jerusalem eine neue Zeit an: aus der heidnischen wurde eine christliche Stadt und blieb es etwa drei Jahrhunderte; auch erhielt sie ihren alten biblischen Namen wieder, den wir übrigens noch immer nicht zu erklären wissen. Jetzt setzte die christliche Bautätigkeit ein. Da sie ein Hauptinteresse an den durch das Leben und Leiden des Heilandes geweihten Stätten nahm, so blieb der Platz des Jahve- bezw. Jupitertempels zunächst unbeachtet. Dagegen errichtete der Kaiser vor allem eine Basilika auf der Stätte des Todes Christi, die sogen. Grabeskirche. Aber auch auf dem Ölberg, als dem Ort der Himmelfahrt, und an vielen anderen Punkten, wurden Kapellen, Hospize und Klöster erbaut. Mit welchem Eifer in dieser Hinsicht gearbeitet worden ist, geht daraus hervor, daß schon um das Jahr 350 ein christlicher Pilger nicht imstande war, an einem Tage alle Gebetsstätten zu besuchen.

Unter Konstantins Nachfolgern erwarb sich eine besondere Bedeutung für die Baugeschichte der Heiligen Stadt Justinian (seit 530). Seine Prachtliebe widmete sich dem alten Tempelplatz. Der Hadriansbau wurde hier weggeräumt und an seiner Statt ein „Tempel des Herrn“ errichtet und südlich davon eine Kirche für „Maria die Gottgebärerin“ aufgeführt, beide in byzantinischem Stil.

Aber auch die christliche Zeit Jerusalems nahte ihrem Ende. Der Einbruch der Perser, 614, und seine zerstörenden Wirkungen wurden zwar noch verhältnismäßig schnell wettgemacht. Allein im Jahre 637 mußte man die Stadt dem Kalifen Omar übergeben. So wurde Jerusalem moslemisch und ist es mit einigen

Unterbrechungen nominell wenigstens bis jetzt geblieben. Auch ihr biblischer Name ist damals durch einen neuen, arabischen, ersetzt worden, il-quds, d. i. das Heiligtum. Nur die Abendländer, die Levantiner und die Juden gebrauchen heute noch den Namen Jerusalem.

Omar überließ noch den Christen ihre Kirchen, selbst die beiden auf dem Tempelplatz, zu ungehinderter Benutzung; aber schon unter seinem Nachfolger Abd el-Melik wurde das anders. Er nahm 680 die letztgenannten Heiligtümer in Beschlag und machte muslimische daraus. Auch die Grabeskirche erfuhr wiederholt empfindliche Vergewaltigungen. Die Situation der Christen wurde infolgedessen immer bedrängter. Doch die Kunde davon fand durch die zahlreichen europäischen Pilger im Abendlande weite Verbreitung, und so entstand hier die Bewegung zur Wiedereroberung der Heiligen Stätten, die Zeit der Kreuzzüge. 1099 nahmen die Kreuzfahrer Jerusalem ein; siebenundachtzig Jahre hindurch, während der Dauer des fränkischen Königreiches, gehörte die Stadt nun wieder der Christenheit. Mit großem Eifer wurden jetzt die Moscheen und ähnlichen Gebäude zu christlichen umgestaltet, und der Halbmond durch das Kreuz ersetzt. Auch neue Gebäude wurden in Angriff genommen, an denen man, soweit sie heute noch stehen, die Eile des Aufbaues deutlich wahrnimmt. So baute z. B. der Johanniterorden ein umfangreiches Herrenhaus und Hospital. Aber auch eine Reihe von neuen Kirchen und dergleichen wurde errichtet. Die Stadtmauer in Stand zu setzen, vergaß man; erst als der Feind im Anzuge war, machte man sich schleunigst auch daran. Allein es war unvermeidlich, daß 1187 die Stadt zum zweiten Male eine moslemische wurde. Jetzt wandelte man die Kirchen aufs neue zu Moscheen, das Kreuz wich wieder dem Halbmond. Das Johanniterhospital machte Saladin zu einem mūristân, einem Irrenhaus. Aus dem St. Annenkloster ward eine Hochschule; ihr Name eṣ-ṣalāhîje, nach ihrem Stifter Saladin, haftet noch heute an dem Gebäude. Dieses ist übrigens gegenwärtig eine, mit einem Kloster versehene Schule, in Händen der sogen. weißen Väter und wird selbst von Moslems besucht.

Schlimme Zeiten brachen jetzt über unsere Stadt herein. Wenn sie auch vorübergehend noch zweimal in der Gewalt der Christen war, so hatte das doch für ihr weiteres Geschick keine Bedeutung. Der Strom der Pilger versiegte nach und nach.

Und als schließlich im Jahre 1517 sich die ottomanischen Sultane Palästinas und seiner Hauptstadt bemächtigten, da war deren Schicksal endgiltig besiegelt: sie wurde für immer moslemisch. Sultan Soliman baute 1536—39 die Mauer, im Großen und Ganzen in der Richtung der Hadriansmauer und unter Benutzung alten Materials, neu auf; sie umgibt die Stadt noch heute. Den Christen aber wurde jegliches Bauen verboten. In den folgenden Jahrhunderten kam Jerusalem unter der türkischen Wirtschaft entsetzlich herunter. Im Inneren nahm Schmutz und Ruin von Jahr zu Jahr zu, und die Umgegend vor den Toren wurde eine Wüste, in der Räuber ihr Wesen trieben.

Im Jahre 1832 nahm Mehmet Ali, der Vizekönig von Ägypten, den Türken Palästina fort. Sein Adoptivsohn Ibrahim Pascha verwaltete es und residierte gewöhnlich in Jerusalem. Er schaffte Sicherheit und Ordnung im Lande; auch die Heilige Stadt empfand den Segen seines fortschrittbringenden Regimentes. Er gewährte Christen und Juden Toleranz; jenen zur Ausübung der Mission, diesen zum Bau von Synagogen. Er stellte die beiden Kasernen an der Antonia und am Davidsturm wieder her und baute die zwei Windmühlen außerhalb der Stadt. Die Eifersucht der europäischen Großmächte aber unterstützte die Türkei 1840 bei der Vertreibung Ibrahims und verhalf der doch genugsam bekannten türkischen Herrschaft wieder zum Besitz des Landes.

Allerdings muß, um der Wahrheit willen, hinzugefügt werden, daß seit jener Zeit die Regierungen Europas, unter ihnen nicht zum wenigsten die preußische, später die deutsche, ihr Interesse dem Lande gewidmet und dafür gesorgt haben, daß das gute Werk Ibrahim Paschas fortgesetzt werde. Im Pariser Frieden 1856 erlangten sie die Eröffnung des Landes für Niederlassungen und das Schutzrecht über diese. Mit der neu beginnenden Einwanderung von Europäern kamen die Konsuln der europäischen Staaten ins Land, unter deren Fürsorge sich die Existenzbedingungen der Abendländer zusehends gebessert haben. So ist es auch in Jerusalem seit 1840 in jährlich steigendem Maße vorwärts gegangen.

Die Bedeutung der Stadt beruht heute auf ihren, in den letzten sechs Dezennien entweder neu erstandenen oder wieder ins Leben gerufenen alten, religiösen Stiftungen, Kirchen, Klöstern,

Schulen und ähnlichen Instituten, wie dem hiermit verbundenen Pilger- und Touristenverkehr. Man schätzt den jährlichen Fremdenbesuch Jerusalems gegenwärtig auf etwa 50000 Menschen.

Er macht natürlich umfangreiche Vorkehrungen zur Beherbergung der Gäste erforderlich. Daher sind zahlreiche Hospize und Hotels entstanden. Unter jenen sei das preußische Johanniter- und das deutsche katholische Hospiz genannt; ferner das österreichische, das russische und das französische von Notre Dame de France; endlich die casa nuova der Franziskaner. Ihre Zahl wächst noch immer, ebenso wie die der europäischen Hotels.

Aber auch dem sonstigen Gewerbsleben brachte und bringt dieser Fremdenverkehr neue Anregung. Zwar die meisten Gebrauchsartikel für die Wohnung und Kleidung, Geräte aller Art, auch Konserven und Getränke werden für die ansässigen und durchreisenden Europäer importiert; aber es gibt doch heute schon Bäcker, sogar Konditoren. Der erste preußische Konsul hat 1842 selbst noch für die Herstellung seines Brotes Sorge tragen müssen. Es gibt heute Fleischer und Delikateßhändler, Schneider, Schuhmacher, Sattler; ferner Tischler, Mechaniker verschiedener Gattung, natürlich auch Photographen; endlich Ärzte, Zahnärzte, Apotheker und Drogisten. Die Gewerbetreibenden sind fast ausnahmslos deutsche Einwanderer und Juden.

Über das weitere Verkehrswesen vergl. Vortrag V. Hier sei nur Jerusalem betreffend noch folgendes bemerkt: der Pascha, welcher seit dem vorigen Jahr an der Spitze der Verwaltung steht, hat zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit neue Polizeibüros einrichten lassen. Unter ihm ist auch eine allgemeine Straßenreinigung eingeführt, mit Straßenkehrern und einem veritablen Sprengwagen, so daß es heute wie ein Märchen erscheint, was einst Tatsache war, daß sich nämlich am 2. Dez. 1858 ein Reinlichkeitsverein unter den Europäern Jerusalems bildete, welcher sich u. a. die Aufgabe gestellt hatte, die Kadaver wenigstens der größeren Tiere aus den Straßen der Stadt entfernen zu lassen. Letztere werden seit vorigem Jahr des Abends von mehr als vierhundert Petroleumlaternen, nicht nur in den inneren Bezirken, auch in den Vorstädten erleuchtet, während bisher jeder nach Eintritt der Dunkelheit gezwungen war, mit einer Laterne in der Hand auszugehen, oder sich solche von einem Diener vorautragen zu lassen.

Freilich kosten solche Verbesserungen Geld, und da die Stadt an sich arm ist, sind sie nur durchführbar gewesen mit Hilfe einer neuen Steuer, zu der gerechterweise auch die Europäer herangezogen worden sind.

Endlich hat die Regierung noch eine amtliche Feststellung der Bevölkerungsziffer angeordnet, deren Ergebnis aber bisher nicht bekannt geworden ist. Ehedem hat man immer schätzungsweise die Einwohnerzahl zu ermitteln gesucht und das von verschiedenen Gesichtspunkten aus gewonnene Resultat war ungefähr folgendes: Moslems höchstens 7000, Christen etwa 13000, Juden über 40000, insgesamt ca. 60000 Seelen. — Ist das Jerusalem unserer Tage nun eine moslemische, christliche oder jüdische Stadt zu nennen? — Offiziell ist es natürlich moslemisch, denn die Moslems sind die Herren; auch haben sie hier ihr zweitgrößtes Heiligtum, den Felsendom auf dem Tempelplatz. Numerisch betrachtet aber ist Jerusalem wieder eine jüdische Stadt geworden. Ihre jüdische Bevölkerung indes ist größtenteils sehr arm und darum ohne Einfluß im kommunalen Leben. Endlich aber mag man die Stadt gegenwärtig nicht mit Unrecht auch als eine christliche bezeichnen. Das Urteil entspricht den Tatsachen, daß das Glockenläuten dort zurzeit kein Ende nimmt. So hätten denn die drei Religionen, jede in ihrer Weise, ihre Ansprüche auf den heiligen Boden realisiert und endlich den Modus eines friedlichen Nebeneinanders daselbst gefunden.

Was das heutige Aussehen der Stadt betrifft, so denkt sie sich der Tourist, der sich anschickt, sie zu besuchen, wohl gern hoch oben auf kahlen, düsteren Höhen, von zinnengekrönten Mauern umschlossen, mit altersgrauen Toren geschmückt; er stellt sich die Heilige Stadt gern vor als den unwandelbaren Zeugen einer großen Vergangenheit inmitten dieser wechselnden Welt.

Allein er findet alles ganz anders. Die Eisenbahn bringt ihn bis an die Stadt, ein Bahnhof, von der Größe dessen einer deutschen Kleinstadt, empfängt ihn, eine wenig saubere, zweispännige Droschke nimmt ihn auf. In scharfem Trabe geht es über staubige Wege durch eine Vorstadt, die mit ihren kleinen, in Straßenfront aufmarschierten Häusern, wie unser Bild zeigt, einen nichts weniger als orientalischen Eindruck macht. Bald darauf gelangt er zum eigentlichen Jerusalem. Ein Stück Stadtmauer aus dem

sechzehnten Jahrhundert und ein rissiger Turm aus den Tagen des Herodes, heute die Zitadelle oder Davidsturm genannt, begrüßen ihn am Jâfator. Über dieses hinaus verschwindet wieder die alte Mauer hinter modernen Bauten, Läden, Postämtern, Bank- und Reisebüros, Mietshäusern usw. Biegen wir im Laufe der Jâfastraße nach Osten um, so liegen dort Klöster und Hotels, der Russenbau, einige Judenkolonien: ein wahrer Belagerungsgürtel für die alte Stadt. Nur hier und da wird es dem suchenden Auge möglich, ein Stück Stadtmauer zu erblicken. Erst gegen die Nordostecke hin tritt diese wieder



Weg vom Bahnhof an der Montefiore-Judenkolonie vorbei.
Im Hintergrunde eine der Windmühlen.

frei hervor, desgleichen ist sie im Osten und Süden sichtbar, dank den tiefen Tälern, welche die Stadt hier einschnüren und ihr das altertümliche, orientalische Aussehen sichern.

Innerhalb der Mauern sind die einzelnen Stadtviertel, das moslemische nördlich und westlich des Tempelplatzes, das jüdische südwestlich davon, das christliche mit der Grabeskirche und das armenische mit dem Kloster, fast noch ganz so, wie vor fünfzig Jahren. Vermutlich wird sich hierin auch wenig ändern, so lange die Mauern bleiben. Aber wie lange mag das noch sein? — Strategisch sind sie heute wertlos. Die Gräben vor den Mauern wurden von der Regierung nach und nach schon als Bauplätze verkauft. Ob nicht eines Tages auch diese selbst

auf Abbruch veräußert werden? — Gelegentlich des Besuches unseres Kaiserpaares in Jerusalem 1898 hat man skrupellos am Jâfator für den offiziellen Verkehr ein Stück Stadtmauer beseitigt, ohne es später wieder aufzurichten. Offenbar ist die Regierung selbst mit dieser neuen Passage sehr zufrieden. Denn das Jâfator ist die Stätte, wo das gesamte öffentliche Leben Jerusalems am stärksten pulsiert, wo man Orient und Occident in ihren Trachten, Gewohnheiten und Interessen auf engem Raume den ganzen Tag durcheinander wogen sieht.

Schon am frühen Morgen wird es hier lebendig. Aus Bethlehem und Umgegend kommen die Fellachen, Männer und Frauen, herein; gewöhnlich in kleineren oder größeren Trupps, meist in lebhafter Unterhaltung. Die Männer gehen auf Arbeit als Maurer oder Steinmetzen; die Frauen, Körbe mit Gemüse oder Obst auf dem Kopfe tragend, lassen sich am Fuße der Zitadelle nieder, bauen ihre Vorräte auf und warten eines Käufers. Fast niemals habe ich sie ihre Waren den Vorübergehenden anpreisen hören. Plötzlich vernehmen wir hinter uns Rufe: „Herr! Herr! — Hüte deinen Rücken!“ Sechs bis acht Esel kommen dahergetrabt. Hinter ihnen, auf einem neunten ein brauner, hübscher Fellachenjunge mit fliegendem Kopftuch und einem langen Stock in der Rechten, mit dem er seine Tiere zur Eile antreibt. Er schafft mit ihrer Hilfe Steine zu einem Bau und ist eben auf dem Wege, die erste Ladung zu holen. Diesen Hinweg legt er gern im Trabe zurück, denn mit der Last auf dem Rücken können die Esel nur langsam vorwärts. Schon rollen die ersten Droschken vorüber. Sie bringen Touristen zum Bahnhof, die nach Jâfa wollen, zurück auf ihr Schiff, zurück in die Heimat. Für das Geld, das sie in Jerusalem und Jericho, und wohin man sie sonst geführt hat, gelassen haben, nehmen manche nur flüchtige, manche aber fürs Leben bleibende Eindrücke mit sich fort. Nach und nach beginnt das eigentliche Geschäftsleben am Tor. Die Lastträger aus der Stadt finden sich ein; vielfach jemenitische Juden, starke, sehnige Gestalten, in Lumpen gekleidet, ein dickes Polster von Lumpen auf dem Rücken. Dieses dient ihnen als Stütze für die zu tragende Last, die nur noch von einem Strick gehalten wird, den sie quer über die Stirn legen. Einen leichteren Beruf haben die Geldwechsler erwählt: sie bauen in irgend einem Winkel ihren auf vier hohen Beinen ruhenden Geldkasten auf

und verdienen, dahinter stehend oder sitzend, ihr Brot durch Einwechseln von Kleingeld, das in Jerusalem stets ein rarer Artikel ist. Weiter kommen die Reittiervermieter mit ihren Eseln oder Pferden. Diese Leute besitzen, weil sie fast nur mit Fremden zu tun haben, eine erstaunliche Sicherheit im Erkennen der Nationalitäten. Sie irren sich wohl nie darin, ob sie einen Deutschen — oder wie sie ihn bezeichnenderweise nennen, einen Prussiani, ob sie einen Engländer, Franzosen oder Russen — Moskowi wie sie sagen — vor sich haben. Und da sie von jeder europäischen Sprache etwa ein halbes Dutzend Wörter aufgeschnappt haben, so pflegen sie den Betreffenden gleich in seiner Muttersprache zu begrüßen. Auch einen Droschkenstand gibt es am Jâfator. Die Gefährte — Tiere, Wagen, Kutscher meist gleich schmierig — vermitteln gewöhnlich für einen Métallik, eine ganz geringe Blechmünze, pro Person den Verkehr zwischen der nördlichen Vorstadt und dem Tor. Vier Leute haben im Wagen Platz, sechs bis acht, häufig noch jeder mit einem Gepäckstück, werden hineingestopft. Das Schellengeläute der Pferde hört man den ganzen Tag; es ist ein wesentlicher Bestandteil des Jerusalemer Straßenlärmes.

Jetzt mischt sich auch die bunte Schar der Straßenhändler unter die Menge der Gehenden und Kommenden. Dieser bietet Backwaren feil, jener kocht einem auf Wunsch eine Tasse Kaffee. Ein dritter preist seine Limonade an oder Früchte usw. Eine ganze Schar von Jungen umlärmt den Fremden, um seine bestaubten Stiefel zu reinigen. Ein bedeutsames Erheben des Stockes genügt, daß sich diese dienstbeflissenen Geister in angemessene Entfernung zurückziehen. Hin und wieder drängt sich auch ein Bettler heran. Es ist ein Aussätziger, der sein Blechgefäß — meistens eine ausgediente Konservenbüchse — hinhaltend um eine Gabe bittet; fortwährend wiederholt er in weinerlichem Tone sein: „Ich bin ein Aussätziger, Herr!" — Mitten unter dem Menschengewühl reitet auf seinem weißen Esel, mit rotem Sattelzeug, ein wohlsituierter Jerusalemer, zwar einen Marktkorb am Arme, aber mit der Würde eines Herrschers. Er begibt sich zum Fleischer oder Gemüsehändler, um den Einkauf für die Küche zu besorgen.

Daneben begegnen uns römisch-katholische Mönche: der Franziskaner in brauner Kutte, die gelehrten Dominikaner mit vergeistigtem Gesicht, in weißem Ornat und schwarzem Hut;

ferner in ihren schwarzen Talaren, aber mit verschiedener Kopfbedeckung, der armenische und griechische Priester, sowie der griechische Mönch. Letzterer trägt das lange, schwarze Haar nach Frauenart in einen Knoten geschlungen. Es kommt der polnische Jude im Sabbatkaftan von farbenprächtigem Samt; unter der breitrandigen Pelzmütze, die er auch bei der Sonnenglut Palästinas nicht ablegt, treten die wohlfrisierten Stirnlocken hervor. Daneben der Effendi in einer scheußlichen Mischung von europäischer und orientalischer Kleidung: zum Fez und arabischen Kumbaz trägt er einen modernen Sommerüberzieher und ist gewiß nicht wenig stolz auf diesen vermeintlichen Kulturfortschritt. Wir sehen den amerikanischen Reverend im schwarzen Anzug, den Tropenhelm auf dem Kopfe, auf seinem Gesicht Bigotterie und Blasiertheit zugleich. Hinter ihm her kommt die Charaktergestalt eines „Hadschsch", eines Negers, der die Wallfahrt nach Mekka und Jerusalem gemacht hat und nun hier Dienste tut als Wächter einer Postanstalt oder einer Schule. Es sind meist Leute von anerkannter Zuverlässigkeit. Weiter treffen wir die englische Dame im modernen Reisekostüm, den photographischen Apparat schußbereit; die französische Nonne im hellblauen Kattunkleid mit einer mächtigen weißen Kopfbedeckung; die deutsche Diakonisse mit dem Häubchen der Kaiserswerther Schwestern.

Mancher Trupp von Menschen zieht noch vorüber, so z. B. in Reih und Glied eine Schar Schneller-Zöglinge. Sie sind fränkisch eingekleidet und zwar mit so völligem Verzicht auf Geschmack, daß sie uns nach ihrem Anzug entschieden den Eindruck einer Rotte von Zuchthaussträflingen machen. Ein neuer Zug naht: es sind römisch-katholische Pilger. Voran einige geistliche Herren, deren Leibesumfang sogleich die deutsche Herkunft verrät. Die Pilger tragen jeder am linken Arm eine weiße Binde mit — ihrer Nummer. Sie werden, fromme Lieder singend, nach Bethlehem geführt. Endlich eine Kolonne russischer Pilger, Männer und Frauen. Der Duft, der sie umgibt, und der noch längere Zeit nach ihrem Vorbeimarsch zu spüren ist, und die typische russische Bauernkleidung: auf dem struppigen Haar eine Tellermütze, ein auf nordischen Winter berechnetes Halstuch, ein derber, dunkler Schoßrock, von Schmutz starrend, und kolossale Transtiefeln, die bisweilen auch die Frauen anhaben, verraten unverkennbar die Heimat dieser Leute. Ein

Bündel mit ihren Habseligkeiten und häufig auch einen Teekessel in der Hand, so wandern sie die sogen. heiligen Stätten ab; wandern sie ab und küssen sie ab, und glauben Jünger dessen zu sein, der die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit gefordert hat.

Was zum Schluß diese heiligen Stätten Jerusalems betrifft, so haben natürlich Namen wie Gethsemane und Golgatha für den Christen einen besonderen Klang. Sie einmal kennen zu lernen ist auch für einen Anhänger des evangelischen Bekenntnisses ein durchaus verständlicher Wunsch.

Die Stätte von Gethsemane kennen wir. Ob die jetzigen Ölbäume daselbst aber die Zeugen des Seelenkampfes unseres Herrn gewesen sind, ist zweifelhaft (vgl. Vortrag IV). Zweifelhaft ist auch, zum Teil wenigstens, der Weg, auf dem er am Palmsonntagmorgen seinen Einzug gehalten hat. Nach dem Johannisevangelium ist er von Bethanien hergekommen, der Bericht der drei übrigen Evangelien läßt ihn von der Höhe des Ölberges herabsteigen.

Schwere Bedenken erheben sich weiter gegen die Echtheit der via dolorosa, des Leidensweges Jesu, wie man ihn heute zeigt. Dieser nimmt nämlich seinen Anfang an der herodianischen Antoniaburg, also dort, wo heute die Kaserne am Tempelplatz liegt. In nächster Nähe befindet sich der sogen. Eccehomobogen, östlich von welchem ein umfangreiches, altes Pflaster aufgedeckt ist. Jener Bogen würde als der Eingang zur Burg, das Pflaster als ihr Vorhof, das „Hochpflaster“ des Evangeliums, anzusehen sein. Hier hätte Pilatus' Richterstuhl gestanden, hier er den Heiland überantwortet, daß er gekreuzigt würde (vgl. Joh. 19, 16). Unter dem Eccehomobogen fort soll dann Jesus seinen Leidensweg angetreten haben, zunächst in westlicher Richtung bis dahin, wo heute das österreichische Hospiz steht; alsdann nach einer kurzen Abbiegung nach Südosten, wieder die westliche Richtung annehmend, nahe an dem heutigen preußischen Johanniterhospiz vorüber zur Grabeskirche.

Daß dieses Heiligtum am Platze der historischen Richtstätte und des Grabes Jesu steht, darf als möglich, ja als sehr wahrscheinlich bezeichnet werden. Ob aber der oben skizzierte, traditionelle, auch der wirkliche Leidensweg unseres Herrn gewesen, wird durch folgende Gründe zweifelhaft: die früheste Nachricht von der heutigen via dolorosa stammt erst aus der Zeit der

Kreuzzüge und ist nicht älter als ca. 1200 n. Chr. In den Einzelheiten ferner weichen die Berichte aus jener Zeit von einander ab, so daß man klar erkennt, eine feststehende Ansicht über den Leidensweg hat es selbst damals noch nicht gegeben. Außerdem aber erheben sich gegen den Ausgangspunkt der heutigen via dolorosa die schwersten Bedenken. Josephus nämlich berichtet, daß die römischen Landpfleger in dem Herodespalast, nahe dem jetzigen Jâfator, residiert haben, nicht in der Antoniaburg. Hier also stand auch ihr Richterstuhl. Von hier, werden wir demnach anzunehmen haben, hat auch der Heiland seinen Weg zur Richtstätte genommen. Wie dieser wirklich gelaufen ist, darüber lassen sich allerdings nur Vermutungen, und zwar eine ganze Zahl gleichberechtigter, aussprechen. Über den Eccehomobogen und das alte Pflaster aber sei zum Schluß noch bemerkt, daß sie beide, nach Josephus' Schilderung der Belagerung und Zerstörung Jerusalems durch die Römer zu schließen, sicher jünger sind als der Heiland; vielleicht gehören sie, wenn man einer darüber neuerdings geäußerten Vermutung zustimmen will, der Aelia capitolina des Hadrian zu.

Ist der traditionelle Anfang des Leidensweges auch historisch zweifelhaft, so kann man doch, wie gesagt, den Platz der heutigen Grabeskirche mit einigem Recht als die Stätte ansehen, wo der Heiland gekreuzigt, gestorben und begraben ist. Es hat auf mich einen erschütternden Eindruck gemacht, daß an der Stelle, wo jener Größte unter den Menschenkindern sein Lebenswerk in qualvollstem Tode vollbracht hat, Leute, die seine Jünger sein wollen, dem finstersten Aberglauben sich hingeben; ja, daß dieses von solchen, die sich zu seinem Dienst berufen glauben, noch mit allen Mitteln gepflegt und gefördert wird.

Schon die Fassade der Grabeskirche mit ihren, verschiedenen Zeiten entstammenden Bauelementen hat nichts Gewinnendes. Nähern wir uns dem Portal, so fällt zunächst die türkische Militärwache auf; ihr Amt ist es, darüber zu wachen, daß sich die christlichen Konfessionen nicht zu Ehren des Erlösers die Köpfe einschlagen. Treten wir noch einen Schritt näher, so sehen wir links vom Eingang in der Ritze eines Pfeilers ausgezogene menschliche Zähne, von den einstigen Besitzern dort eingesteckt: es gilt das als ein sicheres Mittel gegen weiteren Zahnschmerz. Dieses eine Detail ist charakteristisch für das ganze Innere der Kirche. In ihr herrscht ständig ein Halb-

dunkel, an welches das Auge des Besuchers sich erst gewöhnen muß. Ich will jedoch über alle die Einzelheiten, in welchen sich hier menschlicher Aberglaube genug tut, hinweggehen und nur von der Gelegenheit erzählen, bei welcher er, zusammen mit allen möglichen anderen Leidenschaften, wahre Orgien feiert:



Die Fassade der Grabeskirche.

es ist bei dem Fest des heiligen Feuers am Sonnabend vor dem griechischen Ostern, nachmittags 2 Uhr.

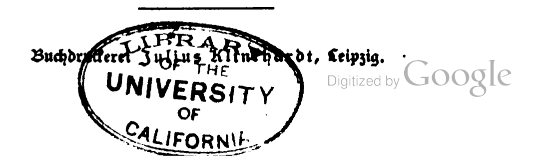
Schon am Karfreitag füllt sich die Kirche, in der die Gläubigen übernachten, um sich einen Platz zu sichern. Am Sonnabend, zur genannten Stunde, durchzieht eine Prozession der hohen Geistlichkeit die Kirche und begibt sich in die Grabkapelle. Alle Ampeln und Lichter werden unterdessen ausgelöscht. Das anwesende Volk ist in höchster Spannung, die Priester beten. Mit einem Male reicht einer aus einer Luke

der Grabkapelle das, angeblich eben auf das Gebet hin vom Himmel gefallene Feuer heraus. Das ist der Höhepunkt dieser gottesdienstlichen Feier. Jetzt entsteht ein furchtbarer Tumult, nicht selten in eine reguläre Schlägerei ausartend. Denn jeder will als erster seine Kerze an dem heiligen Feuer entzünden; gilt es doch als wundertätig! Die Christendörfer aus der Nähe Jerusalems schicken je ihren stärksten Mann, daß er gegen angemessene Bezahlung die erste brennende Kerze erkämpfe. Ist das Feuer einmal aus der Luke herausgereicht, so sind auch im Nu von allen Anwesenden die Kerzen entzündet, die ganze Kirche erleuchtet. Man erhält, durch Vermittlung des zuständigen Konsulats, zu dieser Feier Eintrittskarten und darf ihr von einer Empore aus in schwindelnder Höhe beiwohnen.

Es war auch einst zu Ostern in Jerusalem, da machte sich einer eine Geißel aus Stricken und trieb sie alle zum Tempel hinaus, samt den Ochsen, Schafen und Tauben, die sie feil hielten, verschüttete den Wechslern das Geld und stieß die Tische um: Jesus reinigte den Tempel. Dieser Tempel steht lange nicht mehr; und nicht des Heilands Lehre, sondern Muhammeds Gebote gelten heute an jener Stätte.

Sie zu betreten ist seit dem Krimkriege, 1853—56, den „Ungläubigen", unter Führung eines Konsulatskawassen und eines türkischen Soldaten, gestattet. Hier finden wir auf dem Gipfel des Zionberges das zweitgrößte Heiligtum des Islam, irrtümlich als Omar-Moschee bezeichnet, von den Moslems Felsendom genannt, weil er über dem heiligen Felsen erbaut ist. Dieser, der einst dem Jebusiter Aravna als Tenne diente, wurde von David erworben, Salomo errichtete auf ihm seinen Brandopferaltar. Von wie nachhaltiger Bedeutung ist dieser Platz gewesen in der Geschichte Israels! — Alle seine Hoffnungen und Enttäuschungen, seine geistigen Triumphe und seine irdischen Niederlagen stehen in irgend welcher Beziehung zu ihm. Die Erinnerung an diese wechselnden Geschicke, dazu der weite Ausblick auf luftiger Bergeshöhe, haben etwas Ergreifendes und Erhebendes, und in ganz anderer Stimmung verlassen wir diese Stätte, als jene dumpfen, dunklen Hallen der Grabeskirche.

Buchdruckerei Julius Klinkhardt, Leipzig.



Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache. Von Geh. Rat Prof. Dr. Kluge in Freiburg i. B. 8°. IV u. 147 S. Geheftet M. 1.—, in Originalleinenband M. 1.25.

„Diese zehn Abhandlungen der deutschen Sprache sind in einem äußerst klaren und feingefeilten Stil geschriebene, abgerundete Erörterungen über zehn für die deutsche Sprachwissenschaft wie überhaupt für das Verständnis des Wesens und Werdens unserer Muttersprache wichtige Probleme. Der Wortforscher Kluge kommt dabei besonders in Betracht, schon im ersten Aufsatz, der die Kulturarbeit des Christentums an dem Wortbestand unserer Sprache behandelt. Die historische Betrachtung, die allein vor Mißgriffen schützen kann, und die ständige Bezugnahme auf die Bereicherungen und Einflüsse, welche die Schriftsprache, das höchste Produkt unserer sprachlichen Entwicklung, in der Geschichte, aus den Mundarten und Berufssprachen, vom Ausland erfuhr, zeichnen auch alle folgenden Aufsätze aus." Frankfurter Zeitung, 16. Dez. 1906.

... Professor Kluge in Freiburg, ein hervorragender Forscher auf dem Gebiete der Deutschen Sprachwissenschaft, gibt uns in zehn Essays einen Überblick über die gesamte Entwickelung unserer Sprache und verwertet dabei die Ergebnisse seiner bahnbrechenden Forschungen über die deutschen Standes- und Berufssprachen. ... Auch solche, welche ihren „Behagel" oder ihren „Weise" über die deutsche Sprache studiert haben, werden viel Neues finden. Bad. Schulzeitung, 1907, Nr. 2.

„Es ist eine Freude, von diesem kundigen Führer in gefälliger Form über die neuesten Ergebnisse unserer Sprachwissenschaft belehrt zu werden. Besonders der letzte Aufsatz, der zur Gründung eines Reichsamtes für deutsche Sprachwissenschaft anregt, wird allgemeines Interesse erwecken."
Privatdozent Dr. Werner Deetjen, Hannoverscher Kurier, 21. Dez. 1906.

Die Lehre von der Aufmerksamkeit. Von Prof. Dr. E. Dürr in Bern. gr. 8°. ca. 160 S., geh. ca. M. 2.40, in Originalleinenband geb. ca. M. 3.—.

Verfasser behandelt eines der interessantesten Probleme des Seelenlebens. Geistige Produktion, Denk- und Willenstätigkeit werden daraufhin untersucht, ob nicht auch hier die Fülle der Erscheinungen durch wenige einfache Gesetze beherrscht werden, und die gewonnenen Ergebnisse dürften nicht nur wissenschaftlich wertvoll, sondern auch für das praktische Leben bedeutungsvoll sein.

Prospekte unentgeltlich und postfrei.



Nazareth. Aus Löhr, Volksleben im Lande der Bibel.

Religion

David und sein Zeitalter. Von Prof. Dr. B. Baentsch. 8°. 176 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Das Buch ist ein wohlgelungener Versuch, die Gestalt des Königs David vor den Augen des modernen Menschen wieder aufleben zu lassen .... Allen Freunden kulturgeschichtlicher und religionsgeschichtlicher Betrachtungen sei es bestens empfohlen. Es eignet sich außer zum Selbststudium auch zum Vorlesen in Haus und Vereinen."

Kirchliches Wochenblatt. Nr. 46. 11. Jahrgang.

Die babylonische Geisteskultur. Von Prof. Dr. H. Winckler (vergl. Geschichte).

Die Poesie des Alten Testaments. Von Prof. Dr. E. König. 8°. 164 S. Geh. Mk. 1.— In Originallbd. Mk. 1.25

„Der Verfasser ist in den Geist des A. T. wie wenige eingedrungen. Rhythmus und Strophenbau schildert er zuerst, charakterisiert sodann die alttestamentliche Poesie nach Inhalt und Geist, gruppiert sie nach den Seelentätigkeiten, denen sie ihre Entstehung verdankt, analysiert die epischen, didaktischen, lyrischen und dramatischen Dichtungen des A. T. und führt in die Volksseele des Judentums ein."

Homiletische Zeitschrift „Dienet einander." 1907.

Volksleben im Lande der Bibel. Von Prof. Dr. M. Löhr. 8°. 138 Seiten mit zahlreichen Städte- und Landschaftsbildern. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„. . . Verfasser gibt auf Grund eigener Reisen und genauer Kenntnis der Literatur eine Charakteristik von Land und Leuten, schildert das häusliche Leben, die Stellung und das Leben des Weibes, das Landleben, das Geschäftsleben, das geistige Leben, und schließt mit einem Gang durch das moderne Jerusalem . . . . Wer die Eigenart und Bedeutung des heiligen Landes kennen lernen will, wird gern zu diesem empfehlenswerten, flottgeschriebenen Büchlein greifen." (Ev. Gemeindebote. 5. Jg.)

Das Christentum. Fünf Vorträge von Prof. Dr. C. Cornill, Prof. Dr. E. von Dobschütz, Prof. Dr. W. Herrmann, Prof. Dr. W. Staerk, Geheimrat Prof. Dr. E. Troeltsch. 168 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Die vorliegenden gedankenreichen und inhaltsschweren Vorträge . . . beabsichtigen die Entwicklung der israelitisch-christlichen Religion als einen geschichtlichen Werdeprozeß im Leben des menschlichen Geistes zu schildern." Prof. Dr. H. Holtzmann, Baden. Deutsche Lit.-Ztg. Nr. 49. 1908.

Inhalt: Israelitische Volksreligion und die Propheten. Griechentum und Christentum. Judentum und Hellenismus. Luther und die moderne Welt. Die religiöse Frage der Gegenwart.

Christus. Von Prof. Dr. O. Holtzmann. 8°. 152 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Mit einer wunderbaren Ruhe, Klarheit und Überzeugungskraft faßt H. die Stücke zu einem abgerundeten, einheitlichen Bilde zusammen, die für die Jesusforschung bedeutsam waren und als ihr Reinertrag bezeichnet werden können." K. Koch. (L. Bl. z. Pd. Ztg. 07.)

Aus dem Inhalt: Das Christentum in der Geschichte. — Volk und Heimat Jesu. — Quellen des Lebens Jesu. — Glaubwürdigkeit der drei ersten Evangelisten. — Geschichte Jesu. — Das Evangelium Jesu. — Der Sünderheiland. — Die Glaubenstatsachen des Lebens Jesu. — Erlöser, Versöhner, Messias.

Paulus. Von Professor Dr. R. Knopf. ca. 160 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Die große Gestalt des Paulus, der, alle seine Mitarbeiter in den Schatten stellend, im Urchristentum aufragt, bildet den Gegenstand dieses Bändchens. Nach einer Einführung in die Quellen werden behandelt: 1. Paulus vor seiner Bekehrung; 2. die Bekehrung und die Anfänge der Missionsarbeit; 3. die große planmäßige Weltmission; 4. die Gefangennahme in Jerusalem und die Überlieferung über die letzten Lebensjahre des Apostels; 5. der Kampf, den Paulus mit den judaistischen Gegnern um sein Lebenswerk führen mußte; 6. Paulus und seine Mission; 7. seine organisatorische Tätigkeit an den Gemeinden; 8. Seine Theologie und Frömmigkeit.

Die evangelische Kirche und ihre Reformen. Von Prof. Dr. F. Niebergall. 167 Seiten.
Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Niebergall gibt in seinem Schriftchen mehr, als der gewählte Titel erwarten läßt. Der Nachdruck liegt auf dem Wort: „Die Reformen der evangelischen Kirche". Durch diesen Inhalt ist das Büchlein unter der großen Flut von Schriften, die sich mit Kirche und Religion jetzt beschäftigen, augenblicklich einzigartig ... Wir empfehlen die Schrift aber nicht allein den gebildeten Nichttheologen, für die sie in erster Linie geschrieben ist, sondern auch den Pfarrern. Sie werden für viele Fragen Fingerzeige finden."

Liz. Wielandt-Heidelberg. Heidelb. Ztg. 1. Dez. 1908.

Philosophie und Pädagogik

Die Weltanschauungen der Gegenwart in Gegensatz und Ausgleich. Von Prof. Dr. C. Wenzig. 8°. 158 Seiten.
Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

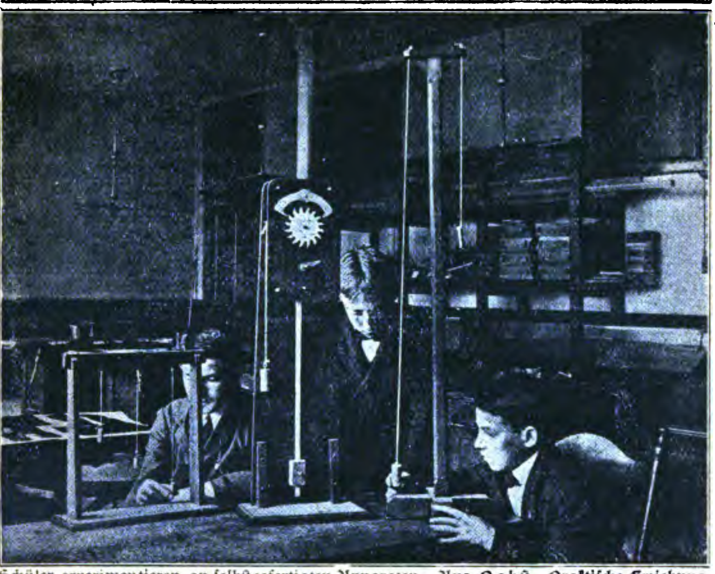
„Ein vortreffliches inhaltreiches Büchlein, mit wissenschaftlich-philosophischer Strenge geschrieben, das infolge seiner leichtverständlichen Darstellungsweise von einem größeren Publikum mit Erfolg gelesen werden kann. Der Verfasser stellt sich die Aufgabe, die Entwicklung der verschiedenen Weltanschauungen historisch-kritisch zu beleuchten und zu zeigen, wie die Gegensätze in ihnen durch falsche Anwendung an sich richtiger Prinzipien entstanden sind."

J. Köhler. Archiv f. d. ges. Psychologie. Bd. XI. 2.

Einführung in die Ästhetik der Gegenwart. Von Prof. Dr. E. Meumann. 8°. 159 Seiten.
Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Deshalb wird man eine so klar geschriebene kurze Zusammenfassung aller ästhetischen Bestrebungen unserer Zeit mit lebhafter Freude begrüßen müssen. Die gesamte einschlägige Literatur wird vom Verfasser beherrscht. Man merkt es seiner elegant geschriebenen Darstellung an, wie sie aus dem Vollen schöpft. Gerade für den, der in die behandelten Probleme tiefer eindringen will, wird Meumanns Werkchen ein unentbehrlicher Führer sein." Straßburger Post, 6. Dez. 1907.

„Es werden darin die Hauptprobleme der Ästethik und ihrer Methoden, nach denen sie behandelt werden, dargelegt. Jeder, der sich mit diesem Gegenstande befaßt, muß zu dem vorliegenden Buche greifen, denn eine Autorität wie Meumann kann nicht übergangen werden." Schauen und Schaffen, 2. Februarheft, Jahrgang XXXV.



Schüler experimentieren an selbstgefertigten Apparaten. Aus Pabst, Praktische Erziehung.

Einführung in die Psychologie. Von Prof. Dr. H. Dyroff. 139 S. Geh. Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„. . . . bringt das Büchlein einführende Darstellungen über die Aufgabe und Hilfsmittel der Psychologie, über das Seelenleben im allgemeinen und über das Sinnes- und Vorstellungsleben der Seele im besonderen. Die das Interesse weitester Kreise der Gebildeten so eng berührenden Gebiete der Psychologie des Sprechens und Denkens, des Gefühls- und Trieblebens, des Willens und der Aufmerksamkeit werden beleuchtet und sowohl den Einzeldarstellungen wie auch am Ende dem Ganzen eine geschickt gewählte Auslese aus der umfangreichen Literatur hinzugefügt. Stete Anknüpfungen an bekannte Erscheinungen des Lebens und der Kunst . . . . berühren den Neuling . . . . besonders angenehm."

Kölnische Zeitung. Nr. 1226. 1908.

Charakterbildung. Von Privatdozent Dr. Th. Elsenhans. 8⁰. 143 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Von der großen Bedeutung der Charakterbildung für unsere Zeit ausgehend erläutert der Verfasser zunächst auf Grund eines geschichtlichen Rückblickes das Wesen des Charakters in seinen verschiedenen Beziehungen, schildert sodann seine Entstehung, wobei auch der angeborene Charakter eingehende Behandlung erfährt, und bespricht zuletzt in dem Abschnitt „Die Erziehung des Charakters" die Art, wie die Erziehung im Dienste der Charakterbildung ihre Aufgabe zu erfüllen hat.

Praktische Erziehung. Von Direktor Dr. A. Pabst. 8°. 123 S. mit zahlr. Abb. Geh. M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

„Vergnügt klappte ich das Buch zu — die Sonne hatte mir geschienen. Ich rate den Lehrern und Erziehern, die Schrift eingehend zu studieren. Die Reformbewegung auf dem Gebiete der Volksschule wird hier allseitig beleuchtet und klar dargetan, daß die Handarbeit ein notwendiges Glied aller gesunden Reformbestrebungen ausmachen muß. Ich wünsche dem Buche gute Aufnahme.“ Schweiz. Blätter f. Knabenhandarbeit. Nr. 11. 1908.

Aus dem Inhalt: Anfänge, Ziele, Macht und Grenzen der Erziehung. — Zögling und Erzieher. — Spiel und Beschäftigung. Kindergarten. — Die Schule. — Zeichnen, Handarbeiten 2c. — Erweiterung der Aufgabe der Schule. — Arbeitsschule. — Arbeitsmaterial der Schule und Hilfsschule. — Schule und Leben.

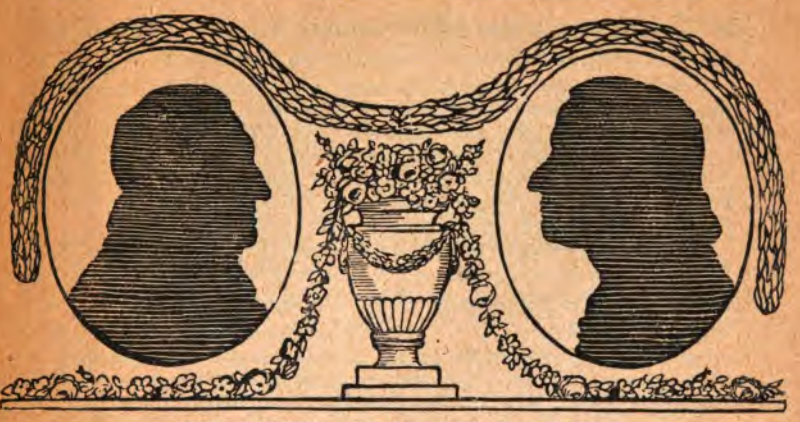
Rousseau. Von Prof. L. Geiger. 8°. 131 S. mit einem Porträt. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Verfasser zeichnet in fesselnder, leichter Gesprächssprache das Leben und Schaffen des großen Franzosen, geht besonders auch den Personen und Einwirkungen nach, denen Rousseau manche Idee zu einem Teil verdankt; seine Schriften werden in kurzen Hauptskizzen geboten, seine Stellung zu Theater und Musik gewürdigt, die Frauen aus R.'s Umgangskreis genauer betrachtet, ferner sein Leben in seiner Zeit und seiner Stellung zu den Größen jener Epoche dargetan. Kurz es ist ein echtes Volksbuch, das uns gefehlt hat, und wird eine Lücke in der Volksliteratur ausfüllen.“

K. O. Leipacher. Die Hilfe. Nr. 3. 1909.



Schülerinnen einer Gothenburger Volksschule beim selbstgekochten Mittagessen.
Aus Pabst, Praktische Erziehung.



Schiller und Goethe. Aus Lienhard, Klass. Weimar.

Sprache • Literatur • Kunst

Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache. Von Geh. Rat Professor Friedrich Kluge. 8⁰. 152 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„In jedem der zehn Essays erkennen wir den hervorragenden Gelehrten der hoch über der Sache steht, der überall aus dem Vollen schöpft und mit vollendeter Darstellungskunst die Ergebnisse ernster wissenschaftlicher Forschung in einer Form bietet, die jedem Gebildeten die Lektüre des Buches zu einer Quelle des Genusses macht." Südw. Schulbl. Nr. 2, 1907.

Lautbildung. Von Prof. Dr. Sütterlin. 191 S. mit zahlr. Abbild. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

„Jeder Lehrer einer lebenden Sprache muß sich wenigstens über die Grundtatsachen der Phonetik klar sein, wenn er eine richtige Aussprache der zu lehrenden Sprache in pädagogisch zweckmäßiger Weise seinen Schülern beibringen will... Eine ganz vortreffliche Orientierung bietet nun Sütterlin mit dem vorliegenden Büchlein, das aus Vorlesungen für Lehrer und Lehrerinnen hervorgegangen ist. Der behagliche Fluß der mündlichen Rede vereinigt sich mit Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung, so daß auch der Fernerstehende mit Verständnis folgen kann. Fremdartige wissenschaftliche Ausdrücke werden möglichst vermieden, gut gewählte und oft amüsante Beispiele aus dem Deutschen und seinen Dialekten unterstützen die theoretischen Ausführungen." Marburg i. Harz.
Univ.-Prof. Dr. Albert Thumb. Frankfurter Zeitung. Nr. 339. 1908.

Der Sagenkreis der Nibelungen. Von Prof. Dr. G. Holz. 8°. 132 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Verfasser behandelt die über die ganze germanische Welt des Mittelalters, besonders über Deutschland und Skandinavien verbreiteten, vielbesungenen Erzählungen von Siegfrieds Heldentum und Tod, sowie von dem ruhmreichen Untergange des Burgundenvolkes durch die Hunnen. Entstehung und Weiterbildung der Sage werden geschildert, ein Einblick in die Quellen gewährt und die nordische wie germanische Überlieferung auf Form und Inhalt untersucht.

„Es ist ein Genuß, die beweiskräftigen und scharfsinnigen Ausführungen zu lesen."
M. A. Lau. Schul-Museum, 4. Jg. Nr. 6.

Lessing. Von Geheimrat Prof. Dr. Werner. 159 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Eine besondere Stärke des Buches liegt in seiner Anschaulichkeit, die durch geeignete, in ihrer Knappheit überaus geschickt gewählte Selbstzeugnisse Lessings, sei's aus den Werken oder Briefen, warm belebt wird. Man fühlt, wie der Darsteller überlegen mit seinem Stoff förmlich spielt, mit leisem ironischen Einschlag; man erfreut sich daran, wie er scheinbar tändelnd, induktiv eingekleidet, mit nachlässiger Grazie die Ergebnisse seiner Forschung entfaltet. Und das ist gerade recht lessingisch! .... Will man den Gesamteindruck dieses Lessingbüchleins zusammenfassen, so läßt sich dies am besten in die Hoffnung schließen, daß es sich als Muster eines populär-wissenschaftlichen Lebensbildes eines unserer bahnbrechenden Dichter und Denker aus bedeutungsvoller Zeit recht zahlreiche Leser und Freunde erwerbe."
Joh. Georg Sprengel. Frankfurter Zeitung. Nr. 339. 1908.

Das klassische Weimar. Von Friedrich Lienhard. 161 S. mit Buchschmuck. Geh. M. 1.— In Originalleinenbd. M. 1.25

„Und das Herz kann einem warm werden, wenn man die stilistisch glänzende Ausführung liest. Ein vielbelesener Literarhistoriker redet, aber man erkennt zugleich den aus den Tiefen eines abgeklärten Selbst schöpfenden Poeten. Ein billiges aber ganz wundervolles deutsches Hausbuch."
Leipziger Neueste Nachrichten. 24. November 1908.

Aus dem Inhalt: Deutschlands geistige Mission. — Das revolutionäre und philosophische Jahrhundert. — Friedrich der Große. — Rousseau, Klopstock und die Gefühlsbewegung. — Lessing und die Aufklärung. — Herder und die Volkspoesie. — Von Kant zu Schiller. — Schiller. — Weimar aus der Vogelschau. — Schiller und Goethe. — Goethe. — Das klassische Ideal der Zukunft.

Heinrich von Kleist. Von Prof. Dr. H. Roetteken. 8°. 152 S. Mit einem Porträt des Dichters. Geh. Mark 1.— Geb. Mark 1.25

„Verfasser gehört seit langem zu den besten Kennern unseres großen Dichters .... Die in jeder Hinsicht von tiefem psychologischen Verständnis und feinem ästhetischen Empfinden getragene Darstellung sei hiermit allen Freunden unserer Literatur auf das wärmste empfohlen."
Badische Schulzeitung, 21. Dez. 1907.

Grundriß der Musikwissenschaft. Von Prof. Dr. phil. et mus. Hugo Riemann. 8⁰. 160 S. Geh. Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein phänomenales Büchlein — auf 160 Seiten eine zusammenfassende, in bewunderungswürdiger Übersichtlichkeit aufgerollte Darstellung der gesamten Musikwissenschaft, eine Enzyklopädie von nie dagewesener Konzentration eines ungeheuren Stoff- und Ideengebietes! Der berühmte Leipziger Musikgelehrte behandelt in dieser seiner erstaunlichen Arbeit den ganzen Komplex von Wissenschaften, die dienend oder selbständig bei ihrem Zusammenschluß die moderne Musikwissenschaft bilden . . . . Beiden, Musiker wie Musikfreund, kann Riemanns Grundriß der Musikwissenschaft als ein Buch von starkem Bildungswert nicht warm genug empfohlen werden." Hamburger Nachrichten, Nr. 30, 1908. F. Pf.

Beethoven. Von Prof. Dr. Herm. Freih. von der Pfordten. 8⁰. 151 S. Mit einem Porträt des Künstlers von Prof. Stuck. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Einen Wegweiser zu Beethovens künstlerischer und menschlicher Größe möchten wir dieses köstliche kleine Werk nennen. Es ist von einem geschrieben, dem es ernst ist mit der Kunst und der es verstanden, Beethovens titanische Größe zu würdigen. Der Leser findet hier nicht nur eine treffliche Charakteristik dieser gewaltigen Persönlichkeit, sowie eine kurze Erzählung seines Lebens, sondern vor allem eine wertvolle Einführung in seine Werke." Die Instrumentalmusik, Nr. 10, 8. Jahrg.

„Ein populär gehaltenes Buch über einen gewaltigen Stoff zu schreiben, ist nicht so leicht, wie vielleicht der Laie glaubt; um so mehr ist von der Pfordten zu beglückwünschen: es ist ihm gelungen, wirklich für Leser aus den verschiedensten Kreisen zu schreiben und dabei doch dem großen Stoff die Treue zu halten. Jeder Beethovenfreund, sowie jeder Freund der Kunst überhaupt kann seine helle Freude darüber haben." Dr. Egon v. Komorzynski. Die Musik. 1. Aprilheft 1908.

Mozart. Von Prof. Dr. Herm. Freih. von der Pfordten. 8⁰. 159 S. Mit einem Porträt des Künstlers v. Doris Stock. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Kurz, wir haben hier einen vortrefflichen Wegweiser zum Verständnis Mozartscher Kunst, der uns Mozarts Bedeutung nicht nur in historischer Würdigung, sondern in unmittelbarem Gefühlsverständnis erschließt und uns befähigt, ihn nicht nur als Klassiker zu bewundern, sondern auch als Menschen liebend zu besitzen." Die Schweiz. Nr. 23. 1908. 12. Jahrgang.

„. . . . die wir allen denen auf das wärmste empfehlen, die des großen Meisters Kunst lieben und verehren, die ihm Stunden der Weihe und des Genusses verdanken. Sie ist eine der gediegensten Arbeiten von kleinerem Umfang, die uns auf diesem Gebiet bis jetzt unter die Hände gekommen sind." Nationalzeitung, Nr. 44, 1908. E. Ch. M



Bismarck. Buchschmuck von Bruno Héroux. Aus: Unsere religiösen Erzieher.

Volkswirtschaft und Bürgerkunde

Volkswirtschaft und Staat. Von Prof. Dr. C. Kindermann. 8⁰. 128 S. Geh. M. 1.— Originalleinenbd. M. 1.25

Die theoretische und praktische Behandlung dieser Wechselwirkung gehört zu einem der wichtigsten Gebiete der allgemeinen Bildung; denn wir müssen ständig zu diesen Fragen Stellung nehmen, sei es von Berufswegen oder zwecks Ausübung der bürgerlichen Pflichten, in Parlament und Partei sowie sonst in der Öffentlichkeit. — „Welches ist die Stellung des Staates zur Volkswirtschaft im Laufe der Jahrhunderte? Wie arbeitet die Volkswirtschaft mit an staatlichen Zielen im allgemeinen und speziell im Etatswesen. Welches ist anderseits die Mitwirkung des Staates an der volkswirtschaftlichen Tätigkeit entweder direkt durch Eigenproduktion oder indirekt im Wege allgemeinen Ordnens und Pflegens, sowie durch Förderung der einzelnen Stände." Diese Fülle von Fragen wird hier in knappen, großen Zügen von einem einheitlichen Gesichtspunkte aus behandelt.

Politik. Von Prof. Dr. Fr. Stier-Somlo. 8⁰. 172 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Wesen und Zweck, Rechtfertigung und typischer Wandlungsprozeß des Staates, seine natürlichen und sittlichen Grundlagen mit Hinblick auf geographische Lage, Familie, Ehe, Frauenfrage und Völkerkunde. Staatsgebiet, Staatsvolk und Staatsgewalt mit ihrem reichen Inhalt, Staatsformen und Staatsverfassungen werden geprüft und gewertet.

„Eine Fundgrube von unentbehrlichen, allgemein-politischen Kenntnissen, die dadurch an Wert gewinnen, daß alle seine Darlegungen ebenso leichtverständlich gefaßt sind, wie sie wissenschaftlich tief begründet sind!"
Regierungsrat Professor Dr. A. Lotz. Preuß. Verwaltungsbl. Jg. 28 Nr. 41.

Unsere Kolonien. Von Wirkl. Legationsrat Dr. H. Schnee, Vortragender Rat im Kolonialamt. 196 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Leser findet hier vor allem das vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt Wesentliche, auf amtliches Material gegründete Angaben über den gegenwärtigen Stand der Besiedlung und der Plantagenwirtschaft, des Bergbaues, des Handels und der Eingeborenenproduktion, des Eisenbahnbaues, der Finanzen und der Verwaltungsorganisation unserer Schutzgebiete." Deutsches Kolonialblatt. Nr. 17. XIX. Jahrgang.

„Das klar und anregend geschriebene Buch ist hervorragend geeignet, weite Kreise in die Fragen unserer Kolonialpolitik einzuführen."
Kieler Neueste Nachrichten. 16. Aug. 1908.

Die Deutsche Reichsverfassung. Von Geh. Rat Prof. Dr. Ph. Zorn. 8°. 126 S. Geh. M. 1.— In Origb. M. 1.25

„Die vorliegende gemeinverständliche Schrift des hervorragenden Bonner Rechtsgelehrten macht den Leser in leichtfaßlicher klarer und prägnanter Darstellung mit dem Wesen der deutschen Reichsverfassung bekannt . . . Als willkommene Beigabe ist dem sehr zu empfehlenden, vom Verlage vorzüglich ausgestatteten und preiswerten Schriftchen ein kurzer Überblick über die Literatur des Reichsstaatsrechts angegliedert."
Literarisches Zentralblatt, Nr. 1, 1908.

„Es ist nicht eine nackte Zusammenfassung von Paragraphen und Grundgesetzen, sondern eine geschichtsphilosophische Studie über die Vorgeschichte des Reiches im Rahmen der Europäischen Entwicklung, über seine Aufrichtung, seinen Staatscharakter und seine Organisation."
Die christl. Frau. 11. Heft. 1908.



Lagerplatz Gams-Gams. Deutsch-Südwest-Afrika. Aus Passarge, Südafrika.

Unsere Gerichte und ihre Reform. Von Prof. Dr. W. Kisch. 8°. 171 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein prächtiges Büchlein, das Wesen und Aufgabe unserer Gerichte gemeinverständlich darstellt und zu den Reformfragen in so trefflicher, überzeugender und sachlicher Weise Stellung nimmt, daß ich es im Interesse des Ansehens und deren Organe gerne jedem Deutschen in die Hand geben möchte. Das Recht. Nr. 11. 1908.

Die Großstadt und ihre sozialen Probleme. Von Privatdozent Dr. A. Weber. 8°. 148 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Das vorliegende Büchlein erweist sich als klar und fesselnd geschriebener Führer durch die Großstadtprobleme. Der Verfasser führt den Leser durch das Familienleben und die Wohnungen der Großstadt, bespricht die Arbeitslosigkeit und Großstadtarmut und schildert die Aufgaben, die auf dem Gebiete der Volksbildung und Volksgeselligkeit noch zu lösen sind. Die Darstellung ist streng objektiv, Licht und Schatten sind gerecht verteilt."

Dr. J. Moses-Mannheim.
Zeitschrift f. Schulgesundheitspflege. Nr. 5. 1908.

Der Mittelstand und seine wirtschaftliche Lage. Von Syndikus Dr. J. Wernicke. 8°. 122 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„In einem kleinen handlichen Bändchen . . . führt uns der sachverständige Verfasser in fast alle Fragen des Mittelstandes ein, die in den politischen und wirtschaftlichen Tageskämpfen zur Debatte stehen. Theorie und Praxis kommen dabei gleichmäßig zu ihrem Rechte. Wer sich über Lage und Statistik des Mittelstandes, seine Forderungen, seine Zukunftsaussichten, seine Entwicklung zum neuen Mittelstand und zahlreiche andere wichtige Probleme unterrichten will, dem gibt dieses praktische Büchlein erwünschten Aufschluß. . . . . Wir können das Bändchen aufs wärmste empfehlen."

Whsn: Die Hilfe. 20. Dezember 1908.

Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen Von Helene Lange. 8°. 141 S. Geh. M. 1.— Geb. M. 1.25

„Wer sich klar werden will über den organischen Zusammenhang der modernen Frauenbestrebungen, über die man so leicht, je nach zufälligen Erfahrungen, hier zustimmend, dort verdammend, urteilt, ohne sich zu vergegenwärtigen, daß eine die andere voraussetzt, eine mit der anderen in den gleichen letzten Ursachen zusammenfließt . . . der greife zu diesem inhaltsreichen, trefflich geschriebenen Buche."

Elisabeth Gnauck-Kühne. Soziale Kultur. Dezember 1907.



Siegel des Königs Sargon I. Aus Winckler, Die babylonische Geisteskultur.

Geschichte und Geographie

Grundzüge der Deutschen Altertumskunde. Von Prof. Dr. H. Fischer. 8°. 141 S. Geh. M. 1.— In Origbd. 1.25

„Über dieses Büchlein kann künftig ein Schulmann, er sei Germanist und Literaturforscher, Historiker oder Geograph, nicht mehr achtlos hinwegschreiten, wenn er auf das Wälzen dicker Bände verzichten will, nicht minder aber der Cäsar- und Tacituslehrer! Ein billiger Preis bei vortrefflicher Ausstattung ermöglicht seine Anschaffung jedem Deutschen."

H. Wehrle. Südwestdeutsche Schulblätter. 1908.

Inhalt: Quellen. Land und Leute. Ansiedlung. Haus und Geräte. Kleidung und Körperpflege. Kulturpflanzen und Haustiere. Essen und Trinken. Öffentliche Verhältnisse. Familie. Gewerbe und Handel. Unterhaltung und Belustigung. Götterglaube und Gottesdienst. Zeitrechnung. Kriegswesen und Bewaffnung.

Die babylonische Geisteskultur in ihren Beziehungen zur Kulturentwicklung d. Menschheit. Von Prof. Dr. H. Winckler. 8°. 156 Seiten. Geheftet Mark 1.— Gebunden Mark 1.25

„Das kleine Werk behandelt die Fülle von Material, wie wir es nunmehr zur altorientalischen Weltanschauungslehre besitzen, in übersichtlicher und zugleich fesselnder Weise; es wird jedem Leser, der sich für diese Fragen zu interessieren begonnen hat, ungemein nützlich werden."

C. N. Norddeutsche allgem. Zeitung. Nr. 287. 1908.

Mohammed und die Seinen. Von Prof. Dr. H. Reckendorf. 8°. 138 S. Geh. Mk. 1.— In Originalleinenbd. Mk. 1.25

„Unter den in jüngster Zeit sich mit erfreulichem Fortschritte mehrenden Darstellungen der islamischen Anfänge für weitere Kreise nimmt dieses Buch eine ganz hervorragende und besondere Stelle ein. Es ist ein Versuch, die sozialen, kulturellen, wirtschaftlichen, politischen und individuellen Grundlagen des beginnenden Islam zusammenhängend zu verdeutlichen. In fließender Darstellung, die die Lektüre des Buches zu einem wirklichen Genusse gestaltet, werden hier die Berichte der verschiedenen islamischen Quellen zum ersten Mal in gedrängter, aber durchaus erschöpfender Weise zu einem farbenreichen Bilde geformt."

R. Geyer. Wiener Zeitschrift f. d. Kunde d. Morgenlandes Bd. XXI.

Eiszeit und Urgeschichte des Menschen. Von Prof. Dr. J. Pohlig. 8°. 150 Seiten mit zahlr. Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein Bild der prähistorischen Eiszeit stellt der Verfasser vor unserem Geiste auf, wie es kürzer und einleuchtender dem Laien wohl selten geboten wurde . . . . Einfach im Stil und doch anregend genug, um selbst Menschen, die sich auf diesem Gebiete der Wissenschaft fremd und unbehaglich fühlen, fesseln zu können"

R. M. Natur u. Haus. 16. Jahrg. 14. H.



Felsboden mit Gletschermarken. Aus Pohlig, Eiszeit und Urgeschichte des Menschen.

Die Polarvölker. Von Dr. H. Byhan, Abteilungsvorstand am Museum für Völkerkunde, Hamburg. 8°. 160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geh. M. 1.— Originallbd. M. 1.25

Inmitten einer eigenen Welt haben sich bei den zirkumpolaren Völkern jahrtausende alte gesellschaftliche Anschauungen und Gebräuche erhalten, die uns der Verfasser hier auf Grund langjähriger Forschung und eigener Anschauung erzählt. Wir lernen die natürlichen Lebensbedingungen dieser Völker kennen, ihre soziale Stellung, Sitten und Gebräuche, religiösen Vorstellungen, rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse, Werkzeuge und Waffen, Schmuck und Kleidung, Wohnung und Verkehrsmittel usw.



Gurgl gegen die Ötztaler Ferner. Aus Machaček, Die Alpen.

Die Alpen. Von Privatdozent Dr. F. Machaček. 8°. 151 S. mit zahlreichen Profilen und typischen Landschaftsbildern. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Es war keine geringe Aufgabe, den gewaltigen Stoff auf 151 Seiten zusammenzudrängen, aber der Verfasser hat sie glücklich gelöst. — Die Darstellung ist sachlich und wissenschaftlich und doch verständlich, die Sprache knapp und schlicht, doch entbehrt sie, namentlich bei der Schilderung landwirtschaftlicher Schönheiten, nicht die innere Wärme. Ein Meisterstück gedrängter, raumsparender Gliederung ist die übersichtliche Topographie der Alpen."

Hermann Ludwig. Frankfurter Zeitung. Nr. 354. 1907.

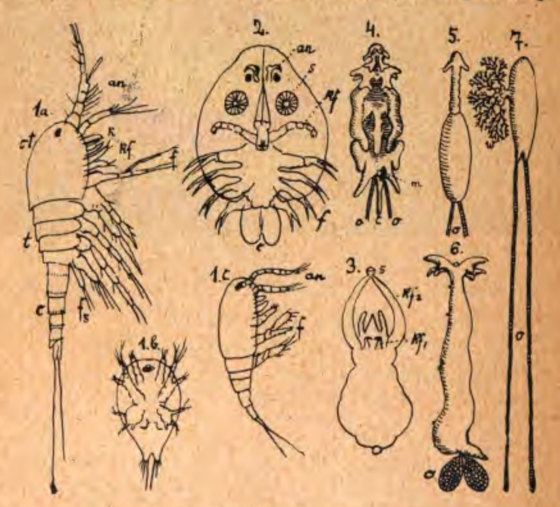
Naturwissenschaften • Technik Gesundheitslehre

Form und Bau des Tierkörpers unter dem Einfluß der äußeren Daseinsbedingungen. Von Priv.-Doz. Dr. Eug. Neeresheimer. ca. 128 S. m. zahlr. Abb. Geh. M. 1.— In Origbd. M. 1.25

Verf. führt uns in großen Zügen ein in den inneren Bau, die Entwicklung und die Lebensgeschichte der Tierformen, legt den Bau der verschiedenen Organe, ihre Funktionen und die Gründe für ihre Gestaltung dar, so daß wir die Zweckmäßigkeiten in der Natur, die Anpassungen und die Lebensbedingungen der einzelnen Arten verstehen lernen.

Die Säugetiere Deutschlands. Von Privatdozent Dr. Hennings. 160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Keine trockene Aufzählung von Namen und Daten, sondern eine lebensvolle, von biologischen Gesichtspunkten ausgehende Darstellung! Äußere Eigenschaften: Bewegung, Stoffwechsel, Fortpflanzung der wichtigsten Säugetiere Deutschlands werden an Hand zahlreicher Abbildungen geschildert und in ihrer Bedeutung für unsere Heimat gewürdigt.



Ruderfüßer. Aus Graff, Schmarotzertum.

Das Schmarotzertum im Tierreich und seine Bedeutung für die Artbildung. Von Prof. Dr. L. von Graff. 8°. 136 S. mit 24 Textfig. Geh. Mark 1.— In Originalleinenbd. Mark 1.25

„Der schon vielfach behandelte Stoff findet hier von einem Meister wissenschaftlicher Forschung eine ausgezeichnete klare Darstellung, wobei besonders die allgemeinen Fragen, soweit es der beschränkte Umfang gestattet, eingehend berücksichtigt werden."

Prof. Dr. R. Hesse (Tübingen). Monatsheft f. d. nat. Unterricht 1908. Nr. 6.

„Eine derartig klare und anziehende Schilderung des Schmarotzertums im Tierreich kann jedermann rückhaltlos zur Lektüre empfohlen werden, dem zoologischen Fachmanne nicht minder wie dem Laien und nicht zuletzt dem Arzte."

V. Franz.
Naturwissenschaftliche Rundschau. Nr. 44. XXII. Jahrgang.

Anleitung zur Beobachtung der Pflanzenwelt. Von Prof. Dr. F. Rosen. ca. 145 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geh. M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

Mancher hat Interesse für die Wunder der Pflanzenwelt, aber um tiefer in sie einzudringen, fehlt ihm der Führer. Ein solcher will dies Büchlein sein. An Hand zahlreicher Abbildungen leitet es den Leser an, zunächst die Erscheinungen der niederen Pflanzen zu beobachten, um dann in biologisch-historischer Betrachtung zu den immer komplizierteren Formen der höheren Pflanzen überzugehen, so daß sich zugleich der Leser durch eigenes Studium das Gebäude seiner Naturanschauung aufzubauen vermag.



Planktonnetz.
Aus Rosen, Beobachtung der Pflanzenwelt.

Phanerogamen (Blütenpflanzen). Von Prof. Dr. E. Gilg u. Dr. Muschler. 144 S. mit zahlr. Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Das Bändchen bietet eine Übersicht über die wichtigsten Blütenpflanzen der ganzen Erde. In einer „Einführung" werden die wesentlichen Gesichtspunkte der modernen Pflanzenkunde eingehend behandelt. Hieran schließt sich das Kapitel über „Die Geschlechtsverhältnisse, Blüten, Frucht und Samenbildung". Der dritte und größte Teil des Bändchens bringt eine Schilderung der bedeutendsten Familien des Pflanzenreiches, nicht nur unserer einheimischen Flora, sondern aus allen Gebieten der Erde, soweit es sich um Nutz- oder Arzneigewächse handelt. Da auch der Zierpflanzen gedacht ist, dürfte sich das Werkchen auch für Gärtner und Blumenliebhaber jeder Art eignen.

Kryptogamen (Algen, Pilze, Flechten, Moose und Farnpflanzen). Von Prof. Dr. Möbius. 168 Seiten. Mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet Mark 1.— Gebunden Mark 1.25

„Wem es um eine kurze, aber sachgemäße Orientierung zu tun ist, dem sei das Büchlein bestens empfohlen." Hch. Apothekerzeitung. Nr. 70. 1908.

„Das Büchlein sei allen denjenigen, welche sich für diese niederen Lebewesen interessieren, seiner knappen und doch leicht lesbaren verständlichen Schreibweise wegen angelegentlichst empfohlen."

Gr. Der Gartenfreund 1908. Nr. 10.



Cadinentöpfe. Aus Dannenberg, Pflege usw.

Pflege der Zimmer- und Balkonpflanzen.

Von Paul Dannenberg, Städt. Garteninspektor. 166 S. Mit zahlr. Abb. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Die klare, schlichte Darstellungsweise und der enorm billige Preis werden das Buch als Hausfreund in jeder Familie willkommen sein lassen. Lehrern und Lehrerinnen sei das Werk angelegentlichst empfohlen. Für jede Volks- und Schulbibliothek ein unentbehrlicher Ratgeber. Der Hausfrau wird es eine herrliche Weihnachtsgabe sein, von deren Studium die ganze Familie Nutzen ziehen wird."

C. Gdke. Preuß. Lehrerz. Nr. 290. 1908.

Befruchtung und Vererbung im Pflanzenreiche.

Von Prof. Dr. Giesenhagen. 8°. 136 S. mit 31 Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Zwei prächtige kleine Bändchen (Giesenhagen und Graff), für deren Güte schon die Namen der beiden Autoren, bewährte Fachgelehrte, bürgen . . . Ich wüßte keine besseren Werke zu solchen Zwecken zu nennen."

K. Blätter für Aquarien- und Terrarienkunde.

Die Bakterien und ihre Bedeutung im praktischen Leben.

Von Privatdoz. Dr. H. Miehe. 8°. 147 S. mit zahlr. Abb. Geh. M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

Ihre Formen, Lebens- und Ernährungsweise werden eingehend behandelt und in ihrer Bedeutung für den Menschen betrachtet, sowohl als Helfer in der Natur und in der Industrie, wie als Feinde durch Verderben der Nahrungsmittel, Krankheitserreger usw. Ein Schlußkapitel zeigt die Mittel ihrer Bekämpfung.

„Eine sehr geschickte kurze Zusammenstellung, die allen, welche sich rasch über den gegenwärtigen Stand der Bakteriologie unterrichten wollen, bestens empfohlen werden kann."

Österreichische botanische Zeitschrift. Nr. 11. 1907.


Eine Myxobakterie.
Aus Miehe, Bakterien.

Lebensfragen. Der Stoffwechsel in der Natur. Von Prof. Dr. F. B. Ahrens. 8°. 159 Seiten mit Abbildungen. Geheftet Mark 1.— Gebunden Mark 1.25

„Wissenschaftlich und populär zugleich zu schreiben ist eine Kunst, die nicht vielen gegeben ist. Ahrens hat sich als ein Meister auf diesem Gebiete erwiesen. Auch die vorliegende Schrift zeigt die vielen Vorzüge seiner klaren Darstellung und pädagogischen Umsicht. Ohne besondere Kenntnisse vorauszusetzen, behandelt er die chemischen Erscheinungen des Stoffwechsels und beschreibt die Eigenschaften, Bildung und Darstellung unserer Nahrungs- und Genußmittel. Das Buch kann aufs beste empfohlen werden."

Chemiker-Zeitung 1908. 28. März.

Ein höchst reichhaltiges Material ist hier in wenigen Kapiteln zusammengedrängt, zeigt sich aber so klar und verständlich dargelegt, wie das nur zu leisten vermag, wer sein Gebiet auf das Vollkommenste durchdringt und beherrscht.

Professor Dr. Edmund O. von Lippmann.
Die deutsche Zuckerindustrie. Nr. 42. XXXII. Jahrgang.

Der menschliche Organismus und seine Gesunderhaltung. Von Oberstabsarzt und Privatdozent Dr. A. Menzer. 160 S. mit zahlr. Abbildg. Geheftet M. 1.— In Originalbd. M. 1.25

„Wie können wir unter den Bedingungen unseres heutigen Kulturlebens eine gesundheitsmäße Lebensweise führen." Diese für jedermann bedeutsame Frage sucht Verfasser in dem vorliegenden Buche in folgenden Kapiteln zu lösen: I. Der menschliche Organismus in seinem mit unbewaffneten Auge zu erkennenden Aufbau. II. Der feinere Aufbau des menschlichen Organismus. III. Der menschliche Organismus in seinen wichtigsten Funktionen. IV. Krankheitsursachen: A. Krankheiten durch Vererbung; B. Erworbene Krankheiten. V. Die Gesunderhaltung des menschlichen Körpers.


Marchantia polymorpha. Aus Möbius, Kryptogamen.

Unsere Sinnesorgane und ihre Funktionen. Von Privatdozent Dr. med. et phil. Ernst Mangold. 8°. 155 Seiten mit zahlr. Abb. Geh. Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

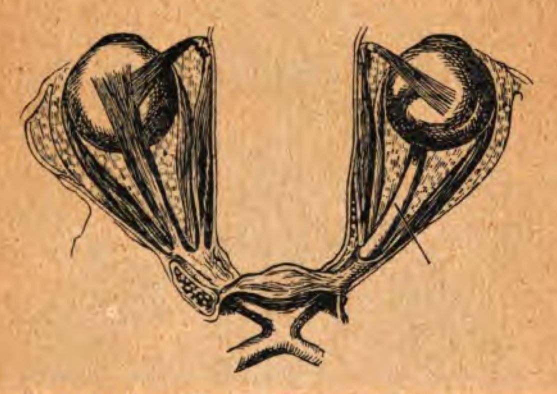
Die Sinnesorgane sind die Pforten, durch welche die Außenwelt in unser Bewußtsein einzieht. Sie sind die Werkzeuge unserer Seele. Dies erhellt die Bedeutung des vorliegenden, die Ergebnisse der modernen Forschung verratenden, durchaus gemeinverständlichen Buches. Mit einer Würdigung der Sinnesorgane und Darlegung der Beziehungen zwischen Reiz und Empfindung werden im einzelnen eingehend behandelt: Das Sehorgan, das Gehörorgan, das Geruchsorgan, das Geschmacksorgan und die Hautsinnesorgane unter besonderer Berücksichtigung der physiologisch-psychologischen Zusammenhänge.



Aus Menzer, Der menschliche Organismus.

Das Nervensystem und die Schädlichkeiten des täglichen Lebens. Von Privatdozent Dr. Schuster. 8°. 137 Seiten mit zahlr. Abb. Geh. Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Verf. belehrt in diesen sechs Vorträgen vortrefflich über den Bau des Nervensystems, über die Schädlichkeiten, denen es ausgesetzt und gibt beherzigenswerte Winke, es gesund zu erhalten. Von besonderem Interesse sind die Kapitel über die Schäden des Großstadtlebens und über Schule und Erziehung". Prager mediz. Wochenschrift 1908. Nr. 16.



Die Muskeln der Augenhöhle. Aus Mangold, Unsere Sinnesorgane.

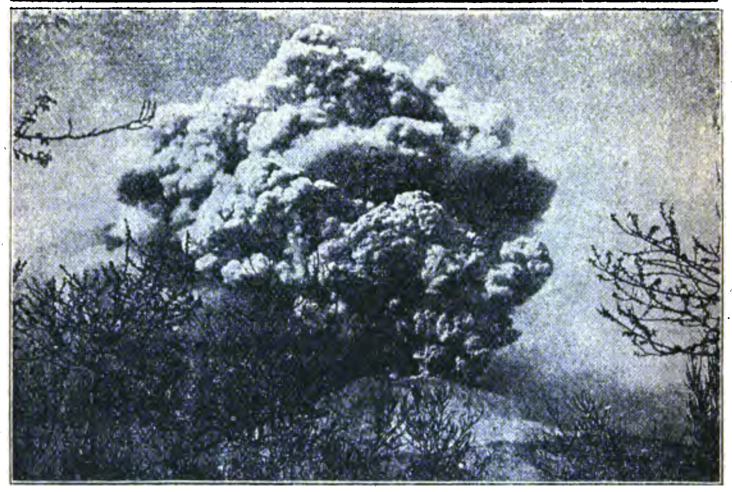
Volkskrankheiten und ihre Bekämpfung. Von Privatdozent Dr. W. Rosenthal. ca. 144 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Diagrammen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Es werden die verheerendsten und besterforschten Seuchen, Cholera, Pest, Typhus, Diphterie, Wechselfieber, Pocken und Tuberkulose nach ihren Ursachen, der Art ihrer Verbreitung und den erfolgreichsten Maßnahmen zur Verhütung und Heilung besprochen. Insbesondere wird die Mannigfaltigkeit der Übertragungswege, der Abwehrmittel und die Bedeutung öffentlicher, sozialer Maßregeln hervorgehoben. Aus diesen Erfahrungen werden dann allgemeinere Regeln abgeleitet und ein Überblick gegeben über die anderen, selteneren oder noch nicht so gut erforschten Infektionskrankheiten, die für Deutschland von Belang sind.

Die moderne Chirurgie für gebildete Laien. Von Geheimrat Prof. Dr. H. Tillmanns. 8°. 160 Seiten mit 78 Abbildungen und 1 farbigen Tafel. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein Buch wie das vorliegende kann der Anerkennung der Ärzte wie der Laien in gleichem Maße sicher sein. Es enthält genau so viel, als ein gebildeter Laie von dem gegenwärtigen Stand der Chirurgie wissen muß und soll, und es kann, wenn die darin enthaltenen Lehren auf fruchtbaren Boden fallen, dem Kranken nur Nutzen stiften."

Phil. klinische Wochenschrift. 1908. 3. Mai.



Aus Haas, Vulkanische Gewalten.

Die vulkanischen Gewalten der Erde und ihre Erscheinungen. Von H. Haas, Prof. a. d. Univ. Kiel. 8°. 146 S. mit zahlr. Abb. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

„Mit den vulkanischen Gewalten der Erde, ihren Ausbrüchen, Entstehungsursachen usw. macht uns in vorliegendem Büchlein der Verfasser bekannt. Das Buch ist sehr interessant geschrieben und mit zahlreichen wohlgelungenen Abbildungen versehen. Auch den heißen Quellen, den Thermen, widmet der Verfasser eine anschauliche Besprechung, so daß wir es auch denen, die hierüber eine gemeinfaßliche Darstellung wünschen, bestens empfehlen können." Vulkan. Nr. 25. VIII. Jahrg.

Das Reich der Wolken und der Niederschläge. Von Professor Dr. C. Kassner. ca. 160 S. mit zahlr. Abb. Geh. Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Es wird zunächst gezeigt, wie durch Verdunstung Wasserdämpfe in die Atmosphäre gelangen, wie die Luftfeuchtigkeit gemessen wird, wie die Bildung von Nebel und Wolken vor sich geht, was deren Form, Farbe, Höhe und Geschwindigkeit bedingt und wie Bewölkung und Sonnenschein durch Messung bedingt werden. Mit der Niederschlagsbildung befaßt sich der zweite Teil des Büchleins; die Bildung des Regens, des Schnees, des Graupelns, des Hagels wird behandelt, eine Anleitung zur Berechnung und Messung der Niederschlagsmenge gegeben und die Niederschläge fördernder und hemmender Faktoren (Gebirge, Land, Meer, Wald usw.) untersucht. Karten zeigen die Verteilung der Niederschläge in den verschiedensten Erdteilen.

Das Wetter und sein Einfluß auf das praktische Leben. Von Prof. Dr. C. Kassner. 8°. 154 Seiten mit zahlr. Abb. u. Karten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenbd. Mark 1.25

„Die kleine Schrift ist in klar fließender Sprache geschrieben, und der Inhalt bietet mehr als der Titel verspricht. Es werden nicht nur die Naturgesetze, auf denen sich die Witterungskunde als Wissenschaft aufbaut, sachgemäß durchgenommen, sondern es wird auch gezeigt, wie sich die Wetterkunde als Zweig der Meteorologie historisch entwickelt hat und welchen großen Wert sorgfältige Aufzeichnungen über den Verlauf der Witterung für das öffentliche und private Leben besitzen . . . Da man oft noch sehr irrtümlichen Auffassungen über den Wert der Witterungskunde begegnet, so ist dem kleinen inhaltreichen Werke größte Verbreitung zu wünschen . . ."

Naturwissensch. Rundschau Nr. 50. XXIII. Jahrg.

Die Elektrizität als Licht- und Kraftquelle. Von Privatdozent Dr. P. Eversheim. 8°. 129 S. mit zahlr. Abb. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Heute ist das Verwendungsgebiet der Elektrizität ein so außerordentlich ausgedehntes, daß wohl ein jeder mehr oder weniger mit ihr in Berührung kommt. Deshalb kann man es nur dankbar begrüßen, wenn auch dem Laien durch ein so klar geschriebenes Büchlein ein Einblick eröffnet wird und in großen Zügen die Grundbegriffe der Elektrotechnik dargelegt werden. . . . Die sorgfältig gezeichneten Abbildungen beleben die Darstellung." Elektrochemische Zeitschrift. Heft 7, 1907.

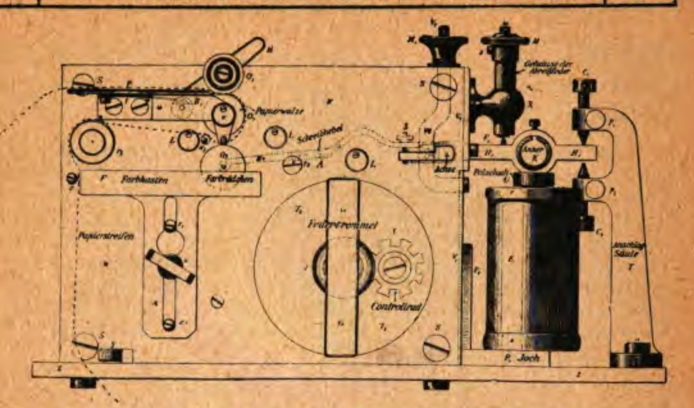
„Die klare und gute Ausdrucksweise und die Art, wie er es verstanden hat, überall nur das Wesentlichste herauszugreifen, werden dem Werkchen insbesondere in den Laienkreisen wohl eine weitere Verbreitung sichern."

Gg. Hilpert. Elektrische Kraftbetriebe und Bahnen. Nr. 52, V. Jahrgang.

Telegraphie und Telephonie. Von Telegraphendirektor und Dozent F. Hamacher. 8°. 156 S. mit 115 Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Dieser Leitfaden will, ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen, die zum Verständnis und zur Handhabung der wichtigsten technischen Einrichtungen auf dem Gebiete des elektrischen Nachrichtenwesens erforderlichen Kenntnisse vermitteln, insbesondere aber in den Betrieb des Reichstelegraphen- und Telephonwesens einführen.

„Die Ausdrucksweise ist knapp, aber klar; die Ausstattung des Werkes ist gut. Laien werden sich aus dem Buche mühelos einen Überblick über die Einrichtungen des Telegraphen- und Fernsprechbetriebes verschaffen können." Elektrotechnische Zeitschrift. Heft 44. 1908.



Morseapparat. Aus Hamacher, Telegraphie und Telephonie.

Hörbare, Sichtbare, Elektrische und Röntgen-Strahlen. Von Geh. Rat Prof. Dr. Fr. Neesen. 132 S. mit zahlr. Abb. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

Eine Einführung in eines der wichtigsten und interessantesten Gebiete der Physik. Es werden behandelt 1. die Erscheinungen und Eigenschaften fortschreitender und stehender Wellen. 2. die akustischen Erfahrungen. 3. die Wellen, auf welche wir durch unser Auge aufmerksam gemacht werden, einschließlich der Wärmewellen. 4. die Hauptgrößen der Elektrizität wie Spannung, Strom, Widerstand, die Entstehung elektrischer Wellen und deren Benutzung in der drahtlosen Telegraphie. 5. Strahlenförmig sich ausbreitende Wirkungen, denen keine Wellen zugrunde liegen: Entladung elektrischer Spannungen in luftverdünnten Räumen, Kathodenstrahlen und Röntgenstrahlen. 6. die Wirkungen der radioaktiven Körper.

Einführung in die Elektrochemie. Von Prof. Dr. Bermbach. 8⁰. 144 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet Mark 1.— Gebunden Mark 1.25

„Wir freuen uns deshalb, daß ein so wichtiges Forschungsgebiet, dem auch die technische Industrie eine reiche Ernte verdankt, im Rahmen einer populär-wissenschaftlichen Sammlung die ihm gebührende Berücksichtigung gefunden hat. Der Verfasser hat es verstanden, gemeinverständlich zu schreiben. Von der Sprache der Mathematik wird fast kein Gebrauch gemacht. Um so größeres Gewicht wird darauf gelegt, dem Leser die fundamentalsten Gesetze verständlich zu machen . . . . die jedem Leser an Hand zahlreicher klarer Figuren einen Überblick und Einblick in die neueren Theorien der Elektrochemie und ihre Anwendungen geben und zu weiteren Studien anregen."

Zentralblatt f. Pharmazie und Chemie. Nr. 25, IV. Jahrgang.

Kohle und Eisen. Von Prof. Dr. Binz. 8°. ca. 138 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Das wirtschaftliche Leben und damit ein großer Teil unserer Kultur werden von Kohle und Eisen beherrscht. Die Notwendigkeit, sich über diese Gebiete zu orientieren, besteht darum für jeden, dem das Verständnis der treibenden Kräfte in der menschlichen Entwicklung Bildungsbedürfnis ist. Zum ersten Mal hat Verf. deshalb versucht, in gemeinverständlicher Darstellung einen Überblick zu geben über die Gewinnung von Kohle und Eisen, wie über die von ihnen abhängigen Industrien des Lichtes, der Kälteerzeugung, der Produkte des Rein- und Braunkohlenteeres und anderer kleiner dahingehöriger Industriezweige.

Das Holz. Von Forstmeister H. Kottmeier, Doz. a. d. landwirtsch. Hochschule zu Berlin, Dr. F. Uhlmann u. Dr. B. Eichholz. ca. 128 S. mit zahlr. Abb. Geh. M. 1.— In Originalleinenbd. M. 1.25

Das Bändchen will den Leser einführen in die natürlichen und technischen Eigenschaften des Holzes, seine Gewinnung und Verwendung, sowie seine Bedeutung für den Welthandel und die Industrie.

Die Rohstoffe der Textilindustrie. Von Geh. Regierungsrat Dipl. Ingenieur H. Glafey. ca. 160 Seiten mit zahlr. Abb. Geh. Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Das mit einer großen Zahl von Abbildungen ausgestattete Bändchen behandelt die natürlichen und künstlichen Rohstoffe der Textilindustrie nach ihrem Vorkommen, ihrer Gewinnung und ihren physikalischen Eigenschaften, mit besonderer Rücksicht auf ihre Bedeutung für die Textilindustrie und auf die seit einer Reihe von Jahren sich mit Erfolg geltend machenden Bestrebungen, unsere Kolonien für die Gewinnung der textilen Rohstoffe mehr und mehr zu erschließen.

Unsere Kleidung und Wäsche in Herstellung und Handel. Von Direktor B. Brie-Berlin, Prof. Schulz-Krefeld, Dr. Kurt Weinberg-Charlottenburg. 136 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Eines der interessantesten Gebiete unseres wirtschaftlichen Lebens wird hier von ersten Kennern geschildert. Die anziehende Darstellung führt uns durch die Riesenbetriebe unserer ersten Konfektionsfirmen, und zeigt uns Industrie und Heimarbeit am Werke, die Ansprüche des modernen Menschen und die Launen der Mode zu befriedigen.

Wertvolle Geschenkwerke

Aus den Tagen Bismarcks. Politische Essays von Otto Gildemeister. Herausgegeben von der literarischen Gesellschaft des Künstlervereins Bremen. Gr. 8°. 232 S m. einem Portrait Gildemeisters. Geheftet M. 4.40 In Originalleinenband M. 4.80

„. . . Aber es ist gleichwohl nicht die Form, die zumeist an diesen Artikel fesselt. Das Gewicht ihres Inhalts überwiegt durchaus. Sie begleiten die wichtigsten Hergänge in einer an großen Ereignissen so überreichen Zeit. Kaum eine der Fragen, deren Lösung über Wohl und Wehe unseres Volkes entscheiden sollte, bleibt unberührt, und von den Persönlichkeiten, die handelnd eingreifen, wird eine ganze Reihe wieder vor unseren Augen lebendig . . . . Wir wüßten kein Buch gleichen Umfanges, das so geeignet wäre, ohne Systematik politisch zu bilden und zu erziehen . . . . Sie reden zum Bürger, aber noch mehr zum Menschen; sie spenden staatsmännische Lehre, aber noch mehr Lebensweisheit. Sie holen ihre Vergleiche und ihre Belege aus all den weiten Gebieten der Bildung, die ihr Verfasser beherrscht. So spannen sie jeden, der für reiches und feines Geistesleben empfänglich ist."

Geh. Rat Prof. Dietrich Schäfer. Kölnische Zeitung. 16. Oktober 1908.

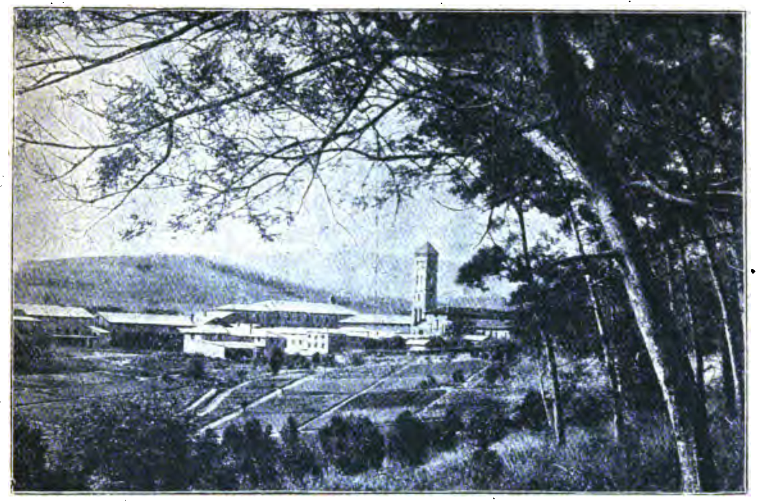
Deutsche Kaisergeschichte im Zeitalter der Salier und Staufer. Von Prof. Dr. K. Hampe. (Bibliothek der Geschichtswissenschaft.) 8°. 277 S. In Originalleinenband Mark 4.—

„Professor Hampe führt seine Leser auf die Höhen des deutschen Mittelalters, in jene Zeit, die noch heute wie wenige andere die Phantasie zu fesseln vermögen, in die Tage der ersten Salier, des Investiturkampfes, da Heinrich IV. nach Canossa pilgern mußte, in die Tage Barbarossas und Friedrichs II. Die Darstellung ist wohl berufen, in dem heutigen Gegenwartstreiben etwas von dem tiefinnerlichen Anteil wiederzuerwecken, mit dem unsere Väter sich in die vergangenen Zeiten deutscher Kaiserherrlichkeit versenkten." Hamburger Nachrichten. 25. Dez. 1908.

Die Vereinigten Staaten von Amerika. Von Prof. Dr. Paul Darmstaedter. (Bibliothek der Geschichtswissenschaft.) 8°. 248 S. In Originalleinenband Mark 4.—

„Prof. Paul Darmstaedter schildert den Werdegang und die Entwicklung der Vereinigten Staaten von Nordamerika sowie deren heutige Zustände und ihre Aufgaben für die Zukunft. Diesem Buche kann man uneingeschränktes Lob erteilen, es ist glänzend geschrieben und erschöpft in kurzer Darstellung das interessante Thema völlig. . . . Gerade heute, wo dieses Land überhaupt für uns Europäer eine Bedeutung gewonnen, die es zu einem internationalen Faktor gemacht hat, muß ein solches Buch im höchsten Grade erfreuen, und wir wünschen deshalb auch der ganzen Folge bestes Gedeihen."

Univ.-Prof. Dr. Ottokar Weber, Prag.
Neue freie Presse. November 1908.



Mariannhill. Aus Passarge, Südafrika.

Südafrika. Eine Landes-, Volks- und Wirtschaftskunde von Prof. Dr. Siegfried Passarge. gr. 8⁰. 352 Seiten mit über 50 Abbildungen, zahlreichen Profilen und 33 Karten. Geschmackvoll brosch. Mk. 7.20 In Originalleinenbd. Mk. 8.—

„Alles in allem genommen ist Passarges Werk das beste augenblicklich über Südafrika, seine Landes-, Volks- und Wirtschaftskunde als Ganzes geschriebene Buch. Es ist ein echt geographisches Werk im modernen Sinne."

Max Friedrichsen, Bern. (Deutsche Literaturzeitung. Nr. 3, 29. Jahrgang, 1908.)

„Unter Mithilfe der neuesten Beobachtungen, sowie unter Verwertung guter photographischer Aufnahmen hat der Verfasser ein überaus klares, auf der Höhe des heutigen Wissens stehendes Gesamtbild von Südafrika zu entrollen verstanden, das sicherlich Anklang finden wird. . . . . . So ist S. Passarge wie kein anderer lebender wissenschaftlicher Geograph vorgebildet und befähigt, ein kritisches Gesamtbild dieses an Bedeutung von Jahr zu Jahr wachsenden Gebietes zu entwerfen. Dazu kommen ihm seine ärztlichen Kenntnisse für die scharfe Erfassung der interessanten anthropologischen und ethnographischen Verhältnisse der Eingeborenen sehr zu statten. . . . . Man greife zu dem Buche selbst, das wohl niemand ohne Befriedigung aus der Hand legen wird."

Univ.-Professor Dr. Fritz Regel, Würzburg. (Frankfurter Zeitung, Nr. 312.)

„Wir dürfen Passarges neues Buch als wahren Schatzkasten und als Fundgrube für die neueste Belehrung über Südafrika betrachten."

Hamburger Fremdenblatt, 3. November 1907.



Fürs christliche Haus



Unsere religiösen Erzieher. Eine Geschichte des Christentums in Lebensbildern, herausgegeben von Prof. Lic. B. Beß. 2 Bände zu je 280 S. mit Buchschmuck von Bruno Héroux. Geschmackvoll brosch. je Mk. 3.80, in Originalleinenbd. je Mk. 4.40

Band I		Band II	
Vorwort	Prof. Lic. **B. Beß**	Luther	Geh. Rat Prof. Dr. **Th. Kolde**
Moses u. d. Proph.	Prof. D. **J. Meinhold**	Zwingli	Dekan D. **A. Baur**
Jesus	Prof. D. **Arnold Meyer**	Calvin	Prof. Lic. **B. Beß**
Paulus	Prof. Lic. Dr. **C. Clemen**	Spener	Pfarrer D. **P. Grünberg**
Origines	Prof. D. **E. Preuschen**	Schiller-Goethe	Prof. Dr. **K. Sell**
Augustinus	Prof. D. **A. Dorner**	Schleiermacher	Geh. Rat Prof. Dr. **O. Kirn**
Bernh. v. Clairvaux	K. R. Prof. D. **S. Deutsch**	Bismarck	Prof. D. **O. Baumgarten**
Franz von Assisi	Prof. Dr. **K. Wenck**	Schlußwort	Prof. D. **W. Herrmann**
Heinrich Seuse (Suso)	Lic. Dr. **O. Clemen**		
Wiclif u. Huß	Schulrat D. Dr. **Buddensieg**		

Vom Großherzoglichen Badischen Oberschulrat, dem Großherzoglichen Hessischen Ministerium und dem Großherzoglichen Altenburgischen Staatsministerium 2c. 2c. empfohlen.

Aus Besprechungen:

„Wir meinen, daß das Buch seinem Zwecke in hohem Maße dienen wird. Es sind lebensvolle, feine in den Rahmen ihrer Zeit hineingezeichnete Bilder. Wir werden zu den Großen geführt, die in der Berührung mit Gott, auf dem Lebensboden der Religion ihre Größe erlangten. Sie führen uns alle an die eine Quelle der Kraft, zur Quelle wahren Lebens, zur Religion. Und dazu werden unsere religiösen Erzieher vielen helfen. Es ist ein Buch, das niemand ohne tiefe Anregung und inneren Gewinn lesen wird."

Gocht. (Die Wartburg, Nr. 50, 1907).

„Den religiösen Idealismus unserer reifen Jugend zu wecken und zu befruchten, dürfte das vorliegende Werk vermöge seiner ansprechenden Darstellungen in hohem Maße geeignet sein; wir möchten es als vortreffliches Prämienbuch für unsere Primaner und Abiturienten empfehlen." Monatsschrift für höhere Schulen. Nr. 12, 6. Jahrg.

„Die ernstesten Führer auf dem Lebenswege, die den Blick zu den Sternen emporrichten, sind die großen Persönlichkeiten der Religionsgeschichte. Zu ihnen führt uns „Unsere religiösen Erzieher."

Volksbildung. Nr. 1, 38. Jahrg.

„Wer diesen verschiedenen Erziehern und ihren Auslegern zu folgen bereit ist, wird in eine Fülle von Unvergleichlichem, in einen Reichtum des sieghaften Lebens hineinschauen, der das Herz mit Freude erfüllt, es aus der natürlichen Gebundenheit unseres Wesens ruft, es erquickt und es erzieht."

R. W. (Evangel. protestantischer Kirchenbote Nr. 51, 1907).



Lebensziele. Eine Einführung in die Grundfragen des religiös-sittlichen Lebens für die Jugend und ihre Freunde. Unter Mitarbeit von Lic. Gottlieb Traub und Else Zurhellen-Pfleiderer, herausgeg. von Lic. Otto Zurhellen. gr. 8°. V und 276 Seiten. Mit Buchschmuck von M. Kun: In Originalgeschenkband Mark 4.80.

„Ein Buch für die gebildete, denkende, suchende Jugend ist es geworden, ein echtes Geschenkbuch. Nach solchem Buch war sicher ein Bedürfnis. Wir haben nach allen möglichen Richtungen Bücher gesucht, die die empfundene Lücke ausfüllen sollten. Wie manches Gute uns auch begegnete, es war doch nicht ein umfassend gezeichneter Weg für die Lebensjahre, die vor denjenigen Menschen sich auftun, die ihn selbständig und immer selbständiger suchen lassen und ihn in die ersten und oft entscheidenden Kämpfe seines Lebens bringen. Da haben Lic. Otto Zurhellen und seine Frau . . . . . zugegriffen und haben die „Lebensziele" für die erste Fahrt ins Leben aufgerichtet, und Traub hat ihnen dazu mit der liebenswürdigsten Feinheit und der Überzeugungskraft der Konsequenz die Erziehung zum sozialen Denken und Empfinden geschrieben."

Die christliche Welt. 1908. Nr. 23.

„Das Buch geht aus von der mit plastischer Meisterschaft gezeichneten Persönlichkeit Jesu, die auch in den folgenden Abschnitten (Weltanschauung, Charakterbildung, soziales Leben, die Kirche) den beherrschenden Hintergrund bildet. Es sind die Fragen und Kämpfe der Gegenwart, zu deren Lösung das Buch als treuer Freund führen will."

Die Wartburg, 15. Mai 1908.

„Ich habe lange nichts gelesen, was mich so in tiefster Seele erbaut und gestärkt hat. Eine umfassende Kenntnis unseres heutigen gesellschaftlichen Lebens auf seinen Höhen und in seinen Tiefen, mit seinen Licht- und Schattenseiten verbindet sich hier mit einem feinfühligen sittlichen Urteil."

Pfarrer Foerster. Die Gemeinde. Frankfurt a. M. VII. Jahrg. Nr. 13.

Bücher für Naturfreunde

Biologie der Pflanzen. Von Prof. Dr. Migula. gr. 8°. 360 S. mit zahlr. Abb. nach Photographien und Zeichnungen. Buchschmuck von Gadso Weiland. Geh. M. 8.— Geb. M. 8.80

„So bringt der Verf. die wichtigsten und interessantesten Erscheinungen des Pflanzenlebens zur Sprache, wobei speziell die heimischen Verhältnisse Berücksichtigung finden. An unserem Auge ziehen in lebensvoller Darstellung die Entwicklungsprozesse der hauptsächlichen Pflanzenfamilien vorbei und ermöglichen ein selbständiges Beobachten der Natur . . . Es ist nur wärmstens zu wünschen, daß dies sehr schön ausgestattete, mit zahlreichen Photographien und Zeichnungen des Verfassers versehene Werk, das für jeden Naturfreund eine sehr anregende Lektüre, für den Studierenden und Lehrer aber ein gutes Lehr- und Nachschlagewerk sein wird, die weitgehendste Verbreitung finden möge."

Bretschneider. Zeitschr. f. d. landw. Versuchswesen in Österreich. 1908.

Aus Migula,
Biologie der Pflanzen.

Die Abstammungslehre. Eine gemeinverständliche Darstellung und kritische Übersicht der verschiedenen Theorien. Von Dr. P. G. Buekers. 8°. 350 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geh. ca. M. 3.80 In Orig.-Leinenbd. ca. M. 4.40

Ein solches Werk, das dem Naturfreund in dem auf diesem Gebiete herrschenden Wirrwarr widersprechender Meinungen und Theorien zurechthelfen soll, entspringt einem oft geäußerten Bedürfnis. Von seinem Lehrer, Professor de Vries, unterstützt, führt der Verfasser den Leser ein in die heute im Vordergrunde des Interesses stehende Kontroverse: Zuchtwahl und Mutation, und gibt an Hand zahlreicher Beispiele aus Tier- und Pflanzenwelt eine fesselnde Darstellung vom heutigen Stande der Evolutions- und Deszendenztheorie.

Die Pflanzenwelt Deutschlands. Eine Darstellung der Lebensgeschichte der wildwachsenden Pflanzenvereine und Kulturflächen. Von Dr. Paul Graebner, Kustos am Botanischen Garten in Berlin. Groß 8⁰. XI u. 374 S. mit zahlr. Abb. Geheftet Mark 7.— In Originalleinenband Mark 7.80

„Das sind Dinge, die man wissen muß, um die heimische Flora zu verstehen. Wenn aber erst dieses Verständnis geweckt ist, dann wächst auch die Liebe zur Heimat und der Eifer zu weiteren Studien. So hat Graebner sich nicht nur für die Phytopathologie als mutiger Mitarbeiter erwiesen, der die neuen Wege ausbauen hilft, sondern er wird auch ein Lehrer für die weitesten Kreise, die durch ihn die Heimat, besser verstehen und schätzen lernen. Prof. Dr. Paul Sorauer.
Zeitschrift für Pflanzenkrankheiten. Januar 1909.

Unsere Zierpflanzen. Von Paul F. F. Schulz. 244 Seiten mit 5 farbigen Tafeln nach Originalaquarellen von Kunstmaler Wolff-Maage, 7 Tafeln in photographischem Kunstdruck nach Originalaufnahmen von Georg E. F. Schulz, 68 photographischen Textbildern sowie zahlr. Abbildungen in Federzeichnungsmanier. Geheftet Mark 4.40 In Originalleinenband Mark 4.80

„Es ist wohl das erste Buch, das sich in einer so eingehenden Weise mit der Biologie der Zierpflanzen beschäftigt. Die Lebensbedingungen derselben, ihre Anpassung an die Umgebung, vor allen Dingen aber die überaus interessanten Befruchtungsvorgänge sind in volkstümlicher, leicht verständlicher Sprache geschildert." Dageförde.
Der Handelsgärtner. Nr. 50. 1908.

„Nicht auf trockene, systematische Beschreibung, sondern dem frischen Zuge der heutigen Botanik folgend ist auf die Biologie, d. h. auf das Leben und die Lebensäußerungen der Pflanzen, in anziehender fesselnder Weise der Wert gelegt. Der Verfasser läßt die Pflanze nicht mehr vor uns stehen z. B. als „gute, haltbare" Zimmerpflanze, von der wir allenfalls noch den Namen wissen, sondern er lehrt sie uns kennen und erkennen mit all ihren zu ihrem Leben zweckdienlichen Einrichtungen an Wurzel, Stamm, Blatt und Blüte."
Städt. Garteninspektor Dannenberg. Schlesische Zeitung. Nr. 869. 1908.

Flora von Deutschland. Ein Hilfsbuch zum Bestimmen der in dem Gebiete wildwachsenden und angebauten Pflanzen, bearbeitet von Prof. Dr. Otto Schmeil und J. Fitschen. 5. Aufl. 587 Abb. 418 S. In Leinwand geb. Mark 3.80

„Durch ihre Vollständigkeit und Übersichtlichkeit, sowie durch die vortrefflichen Abbildungen verdient die Flora zweifellos als eine der brauchbarsten und besten Anleitungen zum Bestimmen der heimatlichen Pflanzen bezeichnet zu werden." Bot. Zentralbl. 1906, Nr. 23.

Schönstes Geschenk für Naturfreunde!

Lehrbuch der Zoologie. Für alle Freunde der Natur. Unter besonderer Berücksichtigung biologischer Verhältnisse bearbeitet von Prof. Dr. Otto Schmeil. Mit 32 mehrfarbigen Tafeln, sowie 486 Textbildern nach Originalzeichnungen. 23. Auflage. XVI und 555 Seiten.
In Leinwandband Mark 5.— In eleg. Geschenkband Mark 6.50

Lehrbuch der Botanik. Unter besonderer Berücksichtigung biologischer Verhältnisse bearbeitet von Prof. Dr. Otto Schmeil. Mit 40 mehrfarbigen und 8 schwarzen Tafeln, sowie mit 470 Textbildern. 21. Auflage. XII und 521 Seiten. In Leinwandband Mark 4.80 In elegantem Geschenkband Mark 6.—


Aus Schmeil: Buchfinkenpaar und sein Nest.

„Schmeil hat damit ein Werk geschaffen, das in jeder Hinsicht vollkommen auf der Höhe der Zeit steht. Man kann keine der kunstvoll und streng logisch bis ins einzelne gegliederten Darstellungen lesen, ohne davon entzückt zu sein . . . kurz, das Schmeilsche Werk ist ein Buch, das eigentlich keinen Konkurrenten hat; es ist das Lehrbuch der Botanik. Daß ihm der Erfolg nicht fehlen kann, ist uns gewiß. Möchte recht bald allerorten „der Schmeil" Eingang finden. Es würde dann das Bildungsniveau unseres gesamten Volkes eine Hebung erfahren und die Veröffentlichung jener wundervollen Bücher würde zur nationalen Tat."

Zeitschrift für Mikroskopie Nr. 12.

„Das „Lehrbuch der Botanik" von Schmeil ist das beste, das mir bis jetzt vorgelegen hat."

Dr. Luerssen, Prof. der Botanik, Direktor des Botan. Gartens in Königsberg i. Pr.

Beide Bände sind in mehr als 100000 Exempl. verbreitet!

ibliothek.

Der . Dr. M. Buesgen.
184 ginalleinenbd. M. 1.80

De r des Ostens, die Auen-
wäld wald, durch die Eichen-,
Tann birges, durch die urwelt-
artig bietes, selbst bis in unsere
Kolo s deutschen Waldes ver-
stehen tigkeit der Erscheinungen
beoba Waldes zum Menschen
das H tigkeit des Forstmannes
einger ohnen dem Fällen, dem
Trans l, bis uns ein Rundgang
im M schen Holzhandels zeigt.

Repti Von Dr. P. Krefft.
152 S In Originalleinen-
band.

Die unerschöpfliche Quelle
stiller Sie ist ihm eine will-
komme nd Mühen; sein Be-
streben h Tag für Tag ver-
schaffen m. Um aber dauernd
seine F n haben zu können,
bedarf ntnis ihrer Lebens-
gewohn gabe unseres Buches,
das un und Einrichtung der
Behälte

Aus D on G. Schwantes.
191 Sei enband Mark 1.80

Wie e Buch, das uns unter
Verwert thropologischen For-
schung u n Funde in lebens-
vollen B hrt, die unsere Vor-
fahren d reten des Menschen
in Euro ömischer Kultur in
Deutschla , Kupfer-, Bronze-
und Eise de und sehen wie
sich allmä ... Germane aus einem unstäten Jäger
zum seßhaften Ackerbauer entwickelt. Die Darstellung hält sich frei
von allen unreifen Hypothesen und bietet nur das, was mit einiger
Sicherheit von der Wissenschaft erkannt ist.